HANS LÖWE



Sänger und Held

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM LEBEN THEODOR KÖRNERS

KLEINE NATIONALE BÜCHEREI

BAND 3

HANS LÖWE

SÄNGER UND HELD

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM LEBEN THEODOR KÖRNERS



VERLAG DER NATION

Illustrationen
von
Alfred Will

Einbandgestaltung Irmgard Günzel

VERLAG DER NATION · GMBH · BERLIN C 2
 Lizenz Nr. 29 — 400/30/53
Druckerei (36), Berlin W 8

Anno 1810 herrschte in Sachsen tiefer Friede. König Friedrich August hat sich, von Napoleon besiegt, mit diesem verbündet. Seine Untertanen haben sich damit abgefunden; wer könnte der Macht des Imperators widerstehen? Und schließlich läßt sich's im Frieden besser leben als im Kriege. So denkt man auch in Leipzig, dem sächsischen Klein-Paris.

Die Stadt besitzt eine altberühmte Universität, an der zu studieren für jeden Burschen eine Ehre und ein Vergnügen ist; eine Ehre, weil so viele hochgelehrte Dozenten hier wirken, ein Vergnügen, weil man sich an der Pleiße auf rechte Lebensart versteht und angemessenem Lebensgenuß zu passender Stunde nicht abgeneigt ist. Zahlreiche Ausflugsziele rund um die Stadt warten der Gäste.

Lindenau ist damals ein Dorf, drei Viertelstunden von Leipzig gelegen. Es führt eine Landstraße dahin, die man als angängig bezeichnen kann; sie führt weiter nach Markranstädt und Lützen, schließlich über Naumburg, Weimar und Erfurt bis Frankfurt. Fußgänger, die auf dieser Straße lustwandeln, müssen sich vorsehen, daß sie durch die häufig und mit beträchtlicher Geschwindigkeit einherbrausenden Postkutschen und andere Vehikel keinen Schaden erleiden. Trotzdem herrscht an Sonntagen und schönen Sommernachmittagen ein reger Verkehr von Spaziergängern, denn die Leipziger Bürger, auch übermütiges Studentenvolk und manch anmutig sittsames Frauenzimmer, als welche die Leipzigerinnen weithin bekannt sind, ziehen meist paarweis hintereinander durch die sumpfige, buschbewachsene Aue hinaus zu den Wirtschaften des freundlichen Dorfes, um sich hier an Kaffee und Kuchen und schäumendem Bier zu ergötzen.

Auch heute, an einem Spätseptembernachmittage, sind die meisten Tische im Wirtsgarten besetzt. Man kann bei der warmen Witterung dieses Herbstes sich noch getrost

im Freien aufhalten. An mehreren Tischen sitzen junge Männer, die ihrem Aussehen und Benehmen nach Studenten der Leipziger Universität sind. Besonders in der einen Runde geht es hoch her. Die Studenten tragen alle eine in ihren wesentlichen Merkmalen übereinstimmende Kleidung: lange, bis zu den Knien reichende Röcke; meist sind sie mit Schnüren besetzt, und der Schneider hat unmäßig viel Stoff auf den hohen Kragen verwandt, aus dem das Kinn kaum heraussieht. Dazu tragen die jungen Burschen Schirmmützen; einige haben sogar — vielleicht aus Laune, vielleicht aus Bequemlichkeit — die Mütze verkehrt, mit dem Schild in den Nacken, aufgesetzt. An ihren Stühlen lehnen derbe, gewichtige Stöcke, Ziegenhainer genannt, und unter dem Tisch lauern zwei struppige Köter, deren erstaunliche Größe Rasse und Schönheit ersetzt.

Merkwürdig anders geht es an einem benachbarten Tisch zu. Hier sitzen fünf modisch gekleidete Herrchen — offensichtlich auch Studenten — von abweisender, fast hochmütiger Haltung. Sie haben nicht Mützen, sondern Hüte, die ordentlich auf den Kleiderhaken hängen. Auch die Ziegenhainer fehlen; nur zwei der jungen Leute haben dünne, biegsame Spazierstöckchen mitgebracht, weniger zur Stütze des Körpers als zu lässigem Spiel für die Hand. Man unterhält sich sehr höflich, durch entgegenkommende Neigung des Körpers betont verbindlich, stets nur gedämpft, und wenn sich die Herrchen auch nicht mit Titeln anreden, so ist doch zu merken, daß in all ihren Worten stets ein unausgesprochenes „Herr Baron“ oder gar „Herr Graf“ mitschwingt.

Um so ungezwungener, fröhlicher, lauter geht es am erstbeschriebenen Tische zu. Fortwährend schreit einer der Jünglinge quer über den Tisch einem anderen zu, daß er zu dessen besonderem Wohle dies Glas gerade leeren wolle, worauf jener, offenbar tiefbeglückt, entsprechend zurückschreit und ihm Bescheid tut. Häufig dröhnt ein mächtiges Lachen über die ganze Runde hinweg, ja es schlägt wohl auch manchmal einer mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser ins Tanzen geraten.

Da quietscht die Gartentür in ihren Angeln; zwei neue Gäste treten herein. Der eine ist in einen kornblumenblauen, mit schwarzen Schnüren und Quasten besetzten

Rock gekleidet und trägt eine lange Tabakspfeife im Munde. Der andre überragt ihn um Haupteslänge; schwarzes, lockiges Haar fällt unter der Mütze hervor ins Gesicht, das beherrscht wird von tiefblauen, oft im Gespräch aufblitzenden Augen. Sein zeisiggrüner Rock leuchtet neben dem kornblumenblauen dem Betrachter so grell ins Auge, daß der den Ziegenhainer in der Hand des Ankömmlings kaum bemerkt. Die beiden suchen ihren Weg zu einem Tisch, an dem bereits drei Burschen sitzen, die sie jetzt mit lärmender Freude begrüßen.

Einer der Schwarzberockten an dem zuerst beschriebenen Tische beugt sich zu seinem Nachbarn: „Weißt du, wer die sind?“ Der fragt erstaunt zurück: „Den Grünen kennst du nicht? Das ist der Neue, den die Thuringia sich gekeilt hat.“ Aufmerksam beobachten sie die Begrüßung am anderen Tisch.

„Der scheint schon eine große Rolle in seiner Landsmannschaft zu spielen. Kaum ist er da, so dreht sich alles nur um ihn.“

„Er ist auch Senior geworden.“

„Was, kaum da und schon an leitender Stelle?“

„Er treibt's ja auch danach. Acht Tage vor Schluß des Sommersemesters kam er in Leipzig an, viel zu spät, sich noch immatrikulieren zu lassen. Was glaubst du, wozu er kam? Dem Elternhaus gegenüber: studienhalber; in Wirklichkeit hat er jedoch nur landsmannschaftliche Angelegenheiten betrieben. Durch ihn ist die Thuringia in letzter Zeit so aktiv geworden.“

„Wie kann er denn nach so kurzer Zeit schon so tief in unseren Kram hineingerochen haben?“

„Er hat schon anderswo studiert, ich glaube in Freiberg.“

„In Freiberg? Da ist doch gar keine Universität.“

„Nein, aber die Bergakademie, übrigens eine in ganz Deutschland berühmte Hochschule; der bekannte Werner lehrt dort, von dem du sicher gehört hast, der Geognost und Mineraloge.“

„Dem Namen nach kenn ich ihn. Da gibt es wohl in Freiberg auch Landsmannschaften?“

„Natürlich; er war Freiberger Frankone und soll ein hervorragender Fechter sein. Man spricht von unzähligen Mensuren, die er dort schon geschlagen haben soll.“

„Schade, das wäre ein Fang auch für uns gewesen."
„Aber weißt du denn nicht", belehrt ihn der andere, „daß die Frankonia im Kartell steht mit der Thuringia? Wenn er in Freiberg Frankone war, mußte er hier bei der Thuringia einspringen."
„Wo stammt er denn her?" lenkt der andere ab.
„Er ist sehr vorsichtig in der Wahl seiner Wiege gewesen. Der Vater ist Appellationsrat in Dresden."
„Also Jurist?"
„Natürlich. Mein Alter hat ihn gekannt und mit ihm zusammen in Leipzig studiert. Er hat sich hier habilitiert, ist dann aber lieber nach Dresden gegangen."
„Und der Sohn, was studiert der? Wenn er von Freiberg kommt, muß es doch was Naturwissenschaftliches sein."
„Gewiß. Sein Vater hat dem meinen davon erzählt. Der Sohn hat den Fakultätswechsel damit überzuckert: der Bergbau sei ihm zu praktisch, er wolle tiefer dringen, in Leipzig Naturwissenschaft und Chemie studieren. Wenn er jedoch überhaupt mal in einer Vorlesung war, so ist's höchstens eine philosophische oder historische gewesen. Das gibt einem, der nicht arbeiten will, auf die bequemste Art den Vorwand, sich studienhalber in Leipzig aufzuhalten."
„Der Vater wird Augen machen, wenn er das merkt."
„Von dem stammen ja erst die Allüren! Schon als Privatdozent hat er sein Geld in einen Verlag gesteckt und dachte, bei Göschen schnell reich zu werden — bei einem Verlag, man denke, der Narr! Dann hat er den Schiller auf seinen Weinberg nach Loschwitz geladen, wo der eins seiner Dramen, ich glaube den Carlos, geschrieben hat. Seitdem steht er in Verbindung mit allen erlauchten Geistern."
„Nun sag noch, daß er mit Goethe verkehrt!"
„Zweifellos, aber das kommt durch die Frau. Die ist eine geborene Stock; ihr Vater war Kupferstecher in Leipzig. Bei dem hat Goethe in seinen Studententagen Stunden im Radieren genommen. Daher kennt er die Alte seit langem."
„Bei solcher Herkunft würde ich mich nicht wundern, wenn sich auch der grüne Zeisig dort als Dichter entpuppte."
„Als Wickelkind hat ihn die Mutter schon statt mit Eiapopeia mit dem Taucher und der Bürgschaft in Schlaf gesungen. Und mit fünf Jahren haben ihn die Eltern mit in

die Komödie geschleppt, bis das Kind Krämpfe bekam. Leider ist es bei dieser gesunden Reaktion nicht geblieben."
„Wieso?"
„Er hat schon ein Bändchen Gedichte verbrochen, und unter was für einem Titel! ‚Knospen'! So nennt man Gedichte für Jungfrauen und solche, die es bleiben wollen. Inhaltlich sind sie auch danach! Ich habe das Bändchen in der Hand gehabt; ein sentimentales Reimgeklingel. Es ist, als ob du immer wieder einen stark verwässerten Schiller hörst. Und Schiller im Original ist gut, aber Schiller in der Nachahmung — da schillert's dir schließlich vor den Augen."
„Und wie heißt dieses mißglückte Wunderkind?"
„Körner, mit Vornamen Karl Theodor. Ursprünglich wurde er Karl gerufen; jetzt jedoch klingt ihm Theodor für einen Dichter und Senior der Thuringia vornehmer."
Unterdessen ist der Empfang des Zeisiggrünen beendet. Man hat ihm sofort einen Stuhl, ein volles Glas verschafft. Jeder hat mit ihm anstoßen, jeder hat von ihm etwas wissen wollen. Der lange, schlanke, dunkelhaarige Körner hat jedem Bescheid getan. Nun erhebt er sich von einem Stuhl: „Wir wollen unser Lied anstimmen." Und indem er den Takt angibt, klingt es von fünf kräftigen Stimmen, aus denen der schöne Baß Körners hervordringt:

„Trinkt, Brüder, trinkt; in dieser Feierstunde
Sei froh das volle Glas geleert,
Denn wir sind fest vereint zum ew'gen Bunde,
In Kampf und Zeitensturm bewährt.
Thuringia soll wachsen, soll blühn und gedeihn,
Und Sieg und Ruhm ihr Begleiter sein.

So stürmt hinaus in das gewalt'ge Leben,
Wenn auch das Schicksal alles bricht,
Wankt doch das Ziel nicht, unser höchstes Streben,
Wankt doch der Bund der Treue nicht.
Hinaus ins Leben, das Glück ist frei,
Bleibt uns nur Thuringia ewig treu."

Im Wirtsgarten ist es still geworden. Selbst die so laute, ausgelassene Runde der Schwarzberockten hat halb widerwillig das Loblied auf die andere Landsmannschaft mit angehört. Fast ärgerlich nimmt der eine Student das unterbrochene Gespräch mit dem anderen wieder auf.

„Ob das auch von diesem — wie hieß er doch? — gemacht ist?“

„Von Körner? Ich denke schon. Er soll so manches für seine Landsmannschaft dichten.“

„Schade, so einen müßten wir bei der Lusatia auch haben!“

Der, von dem die Rede ist, wendet sich an seinen Nachbarn:

„Wer sind denn die da?“ Er deutet unauffällig auf den Tisch, an dem die fünf vornehmen jungen Herren sitzen.

„Mitglieder der Fechtgesellschaft“, antwortet der Angeredete, „hochfeudal, alle adlig, sehen tief auf uns herab.“

Körner pfeift durch die Zähne. „Die sind wohl bei ihren Großvätern stehengeblieben? Seitdem man in Frankreich die Gleichheit der Stände gelehrt hat, sollte auch bei uns jede feudale Anmaßung endgültig vorbei sein.“

„Glaubst du . . ., aber in Wirklichkeit sieht es hier anders aus. Bei allen Universitätsfesten gehen diese paar Herrchen allen braven Burschen voran, überall beanspruchen sie noch ihre alten Privilegien, nur weil ihre Väter in der Regierung eine Rolle spielen, weil sie die Herren Grafen von X und Barone von Y sind.“

„Sind auch nicht besser als wir.“

„Aber sie glauben's zu sein. Es ist unerhört, was sie sich anmaßen. Der Pfarrer von Neudorf wurde kürzlich erst von seinem Patronatsherrn höchst ungnädig aus dem Amte gejagt, nur weil sein Sprößling sich als Student hier mit dem jungen Herrn Grafen überworfen hatte.“

„Und so etwas muß man sich gefallen lassen?“

„Wie viele von uns sind für später einmal auf ein schmachvoll abhängiges Hauslehrerdasein bei einer hochadligen Familie angewiesen, wo sie, zu den Domestiken gerechnet, aufs schändlichste bezahlt und behandelt werden. So getrauen sich in Vorbereitung darauf die wenigsten, wider den feudalen Stachel zu löcken.“

„Heute hätten wir die beste Gelegenheit, diesen Herrchen ihren Hochmut heimzuzahlen“, stellt Körner fest.

Die fünf Thüringer rücken enger zusammen, sie tuscheln miteinander. Körner blickt zu dem anderen Tisch.

„Es sind ihrer fünf, wir sind fünf — also kommt auf jeden einer.“

„Wie abgezählt", bestätigt ein anderer. Alle lachen, heben die Gläser. Körner lehnt sich im Stuhl zurück und beginnt mit seinen blitzenden Augen herausfordernd die am anderen Tisch zu fixieren.
Auch bei den Lausitzern wird man aufmerksam.
„Siehst du, was das für ein Kerl ist. Kaum ist er da, beginnen die Reibereien. Wetten wir, ehe die Adligen aus dem Garten heraus sind, haben sie ihre Forderung auf dem Hals!"
Auch die es vor allem angeht, merken, daß sich ein Wetter über ihnen zusammenbraut. In ihrer lautlosen Art verständigen sie sich rasch untereinander. Offenbar ziehen sie vor zu gehen. Die Bedienung wird gerufen, sie bezahlen die Zeche. Plötzlich erheben sich die fünf Thüringer, gehen im Gänsemarsch zu den Kleiderhaken, auf denen friedlich die Hüte der Adligen hängen, nehmen ihre Mützen ab und stülpen sie jeweils genau auf eine der fünf adligen Kopfbedeckungen. Am Tische der Lausitzer beobachtet man den Vorgang mit Spannung. Schon sitzen die Thüringer wieder ganz harmlos auf ihren Plätzen.



Die Mitglieder der Fechtgesellschaft beraten leise untereinander. Einer von ihnen, ein Baron von Thümmel, meint,

es wäre klüger, zu warten, bis die „unverschämten Buben“ — wie er sich ausdrückt — gegangen seien. Sein Gegenüber, ein Herr von Schönberg, rät ab. „Dann können wir bis morgen früh hier sitzen.“ Ein dritter, ein Herr von Carlowitz, sagt: „Ich gehe voran.“ Er erhebt sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit, tritt zu den Kleiderhaken, nimmt mit betonter Vorsicht die aufgestülpte Mütze von seinem Hute, setzt sich diesen auf und will gerade die fremde Kopfbedeckung wieder auf den Haken hängen, da steht schon ein Thüringer neben ihm. „Mein Herr, wie weit gedenken Sie noch Ihre Unverschämtheit zu treiben, daß Sie es wagen, meine saubere Mütze mit Ihren schmutzigen Fingern zu berühren!?“

Alle im Garten sind aufmerksam geworden. Der Adlige erbleicht. Er entgegnet etwas Unverständliches. Die Stimme des Thüringers schrillt weiter: „Oder soll ich gar annehmen, daß Sie sich meiner Mütze bemächtigen wollten?“

Es kommt zu einem Wortwechsel, sehr ungleich geführt. Der Thüringer schreit und gestikuliert; er ist scheinbar aufs höchste beleidigt. Der adlige Herr beschwichtigt, gerät jedoch langsam selber in Wut. Es sind noch nicht zwei Minuten vorbei, da hat er schon seine Forderung. Die beiden Gegner verneigen sich steif voreinander.

Der zweite Adlige will den Wortwechsel dazu benutzen, seinen Hut unbemerkt vom Kleiderhaken zu nehmen — vergeblich. Schon fühlt der zweite Thüringer sich zutiefst in seiner Ehre gekränkt; die zweite Forderung steigt.

Der dritte der Adligen zieht vor, seinen Hut im Stiche zu lassen; er strebt gleich dem Ausgange zu. Doch ehe er noch die quietschende Pforte erreicht, eilt ein Thüringer ihm in die Quere, sieht weder nach rechts noch links und rempelt, als wäre er blind, den Adligen an, daß der nur mit Mühe das Gleichgewicht hält. Diesmal wird auch der Adlige laut. Sie schreien einander haßerfüllt solange ins Gesicht, bis auch diese Forderung hängt.

Und ähnlich geht es dem vierten und fünften — nur daß Körner, der den letzten auf sich nimmt, mit diesem einen Wettlauf veranstalten muß, den er jedoch dank seiner langen Beine, wenn auch erst auf der Landstraße, sicher gewinnt.

Die fünf adligen Herren sind nun fort, abgezogen mit der beklemmenden Aussicht, daß jeder von ihnen den harmlosen Nachmittagsausflug mit einer Mensur auf scharfe Säbel bezahlen muß, die mit schmerzhaften, wenn nicht gesundheitsschädlichen, ja lebengefährdenden Folgen verbunden sein kann.

Den Lausitzern hat das „flotte" Vorgehen der „schneidigen Burschen" von der Thuringia sichtlich Eindruck gemacht. Ihr Senior erhebt sich mit dem gefüllten Glase in der Hand, begibt sich mit steifen Schritten zu dem Tische der Thüringer, verbeugt sich und spricht im Namen seiner Mitburschen in geschraubter Rede ihrer aller Hochachtung der verehrlichen Thuringia aus. Körner springt auf, verbeugt sich, antwortet mit würdevoller Beredsamkeit; sie trinken beide, es trinken alle, ein Gelage wird daraus, das sich bis spät in den Abend hinzieht.

Als man zur Stadt heimkehrt, ist man in ausgelassenster Stimmung. Es werden Lieder gesungen; es wird gelärmt, geulkt, renommiert in überschäumender Daseinslust. — Das Ranstädter Tor ist schon geschlossen. Man trommelt dröhnend mit Ziegenhainern an die hölzernen Bohlen; endlich kreischt das Tor in seinen Angeln. Mürrisch öffnet ein Stadtsoldat. Er hat elf Stunden ununterbrochen Dienst getan und ist es satt, sich von jungen Tagedieben, die um diese Zeit nichts mehr außerhalb der Stadt zu suchen haben, mit solchem Lärm aus seiner Ruhe aufjagen zu lassen. Jeder der andringenden Studenten drückt ihm die festgesetzte Münze für das Öffnen, den Torgroschen, in die Hand. Nur einer von der Lusatia wirft dem Stadtsoldaten das Geldstück vor die Füße. Dieser tut, als sähe er's nicht. Er fordert von ihm das Geld. „Dort liegt's!" sagt jener zornig, „heb's auf, du Stadtknecht!" „Heb's selber auf, ich brauche mich Euretwegen nicht zu bücken." „Ich denke nicht daran!" beharrt jener. „Wartet, ich will diesem Soldknecht schon Achtung vor einem akademischen Bürger beibringen!" prahlt er vor seinen Mitburschen und schwingt den Ziegenhainer. Der Stadtsoldat brüllt laut um Beistand. Aus der Wachstube stürmen seine Kameraden heraus und stürzen auf den Studenten los, der seinen Groschen verweigert. Schon packen ihn drei am Arme. „Laßt los, wir sind Studenten, wir unterstehen eigener Gerichtsbarkeit, dem

akademischen Konzilium!“ schreien die Burschen jetzt auf die Torwache ein.
„Er soll nur zahlen!“ fordern die Stadtsoldaten. So wogt der Streit auf und ab. Man packt, man zerrt einander am Rock, man stößt sich, schlägt zu. Die Thüringer halten sich abseits. Sie erwägen: Der Student hätte seinen Groschen ordnungsgemäß bezahlen sollen. Gewiß, aber die Stadtknechte haben kein Recht, sich an einem Bürger der Universität zu vergreifen. Trotzdem hält Körner die Studenten zurück. „Es geht uns nichts an!“
Da zieht einer der Stadtsoldaten den Säbel. Die anderen folgen dem Beispiel. Die Lausitzer, eben im Vorteil, doch waffenlos, geben klein bei. Es steht um die Sache der Burschen gefährlich. Schon haben die Stadtsoldaten den Schuldigen wieder gefaßt, um dessentwillen der Streit entbrannt ist. Die studentische Ehre steht auf dem Spiel. „Drauf!“ befiehlt Körner, und sofort stürzt die Thuringia sich mit geschwungenen Ziegenhainern mitten in das Getümmel des Kampfes. Man schlägt den Stadtsoldaten die Säbel aus der Faust, die Hüte vom Kopf; die Lausitzer helfen.
Plötzlich bricht ein Soldat zusammen, die anderen fliehen — die Schlacht ist gewonnen. Die Burschen behaupten das Kampffeld. Da sehen sie blutüberströmt, ohnmächtig und bleich den Niedergeschlagenen liegen. Ein Erschrecken ergreift sie. „Fort von hier, fort!“ Niemand weiß, wer den verderblichen Schlag geführt hat. Rasch verlieren sich die Studenten im Dunkel der Nacht; das Opfer bleibt liegen.
Wenige Tage darauf wird bekannt, daß der Soldat infolge des Schädelbruchs, den er durch einen Schlag erlitt, verstorben ist. Am gleichen Tage werden auf einem Fechtboden in Eutritzsch die fünf Mensuren der Thuringia gegen die Adligen ausgefochten. Drei von diesen werden schwer verwundet und müssen wochenlang das Zimmer hüten; einer kommt besser davon. Ein einziger hat vermocht, sich des Gegners zu erwehren, aber er hat bereits die nächste Forderung auf dem Halse.

In der Folgezeit wird das studentische Leben in Leipzig immer bewegter. Ständig gibt es Zusammenstöße, Herausforderungen, Anrempeleien, bis die Adligen einfach auf

ihren Zimmern bleiben, wenn sie nicht überhaupt Leipzig vorübergehend verlassen. Körner als Senior seiner Landsmannschaft wünscht jedoch keinen so kläglichen Ausgang. Am liebsten würde er jeden Tag einem der verhaßten Sulphuristen, wie die adligen Studenten im Leipzig genannt werden, das Gesicht zerhacken. Dabei sind die Gesetze der Universität gegenüber Duellen unter Studenten sehr scharf. Man darf sich eben nicht erwischen lassen!

Manche anonyme Anzeige gegen Körner und andere Führer im „heldischen Kampfe" — manche nennen ihn auch einen „Streich dummer Jungen" — läuft bei der Universitätsbehörde ein. Dann wird ein Universitätsdiener ausgeschickt, um Körner vor das akademische Konzil zu beordern. Aber ehe noch die Treppe zu seinem Zimmer hinauf vom schwerfälligen Schritt des ächzenden Pedellen knarrt, ist Körner bereits unterwegs, um mit verhülltem Gesicht — denn das erhöht den Reiz des Unternehmens — sich eine sichere Bleibe für die Nacht zu suchen. Da klopft es dann abends gedämpft bei Wilhelm Kunze, und auf dessen „Herein!" tritt der lange und schlanke Jüngling ins Zimmer und läßt sich mal wieder für eine Nacht auf dem Sofa des Freundes ein Notlager bereiten, denn in den Karzer will er nun doch nicht. Warum sucht ihn der Pedell denn nicht im Kolleg? Wahrlich, er würde vergeblich forschen. Fechtstunde, landsmannschaftliche Angelegenheiten, Bummel und Kneipe, daneben auch viele Tändeleien mit Leipziger Mädchen nehmen all seine Zeit in Anspruch. So ist's verständlich, daß er vor Weihnachten verfrüht Leipzig den Rücken kehrt, wo ihm das akademische Konzil mit peinlicher Untersuchung wegen zahlloser Duelle droht.

Weihnachten geht vorüber, Neujahr. In Leipzig scheinen sich die Wogen geglättet zu haben. Mitburschen schreiben an Körner, er könne getrost zurückkehren, das Universitätsgericht habe jedes weitere Verfahren eingestellt. Er kommt. Am Postwagen begrüßt ihn bereits ein Landsmannschaftler, Flemming mit Namen. Körner schließt jedoch schon aus der Miene des anderen, daß etwas vorgefallen sein muß. Und Flemming berichtet: „Weißt du, Bruder, was geschehen ist? Die Sulphuristen haben sich nicht entblödet, dem akademischen Konzil eine Beschwerdeschrift

einzureichen, in der sie es fertigbringen, sogar Namen zu nennen ..."
„Also Denunziation", stellt Körner fest. Der andere nickt.
„Sind wir dabei?"
„Wir beide! Und Merbach und Pauli."
„Verteufelte Sache! Was sollen wir tun?"
„Fahr gleich wieder heim!"
„Kneifen? Jetzt bin ich da, und jetzt wird geblieben; nun wird der Kampf erst recht weitergeführt. Pereat Sulphuria! Nieder mit der adligen Schwefelbande!"
Wenige Tage später steht Körner vor dem Konzil. Der Universitätsrichter hat die Akten vor sich liegen. Er blättert darin. Er findet die Aussage eines Herrn von Blücher, daß Körner bei ihm erschienen sei und ihm vorgeschlagen habe, die Sache mit den Landsmannschaften „auszumachen". Der Richter weiß, wer Körner ist, wessen Sohn. Er kennt den Vater als Fakultätsgenossen persönlich. Soll er die Laufbahn des Sohnes jetzt mit Gewalt unterbrechen? Er liest ihm die Aussage Blüchers vor.
„Können Sie mir sagen, was unter dem Wort ausmachen wohl zu verstehen ist?"
Körner erkennt den schmalen Pfad, auf dem er entschlüpfen soll, und antwortet: Er sei selbstverständlich nur deshalb bei Herrn von Blücher gewesen, um einen friedlichen Ausgleich zu suchen. Wie habe er an eine Herausforderung zum Duell denken können, da er doch wisse, daß dies verboten sei ...
Der Universitätsrichter sieht Körner ins Antlitz, bemerkt den halb ängstlichen, halb auch verstockten Blick, sieht die zwei Schmisse in dem sonst glatten Gesicht, nein, sieht sie nicht — denn er denkt an den eigenen Sohn, der auch nicht immer so tut, wie er soll ... Er müht sich nicht weiter, die Antwort zu widerlegen, und fragt: „Kennen Sie eine Vereinigung von Studenten, die sich ‚Lusatia' nennt?"
Körner ist höchlichst erstaunt: Gewiß, die Lausitzer Landsleute hielten zusammen, sie äßen wohl auch miteinander, aber irgendein fester Bund bestünde nicht — nach seiner Kenntnis der Sache. Der Universitätsrichter blickt über Körner hinweg; er will die Schmisse nicht sehen, er nimmt auch diese Antwort entgegen. Er fragt weiter: „Sind Sie selbst Mitglied dieser Vereinigung?"

Diesmal trumpft Körner auf — und mit gutem Gewissen: Nie sei er Mitglied der Lusatia gewesen. Seine Beteuerung klingt so ehrlich, daß der Richter stutzt, sie ihm fast glaubt. Er weiß ja nicht, daß Körner Mitglied der Thuringia ist. Körner darf gehen. Vier Tage darauf wird „Stadtarrest" über alle denunzierten Studenten verhängt. Diese Strafe ist nicht gefährlich: Man darf nur die Stadt nicht verlassen. Trotzdem wirkt es erbitternd. Der Gegner hat einen Vorteil errungen.

Jetzt gerade ist der Kampf mit allen Mitteln zu führen. Nicht nur in Leipzig, auch an den benachbarten Universitäten soll den Adligen das Studium verleidet werden. Im Auftrage der Landsmannschaften sendet Körner „Verrufserklärungen" nach Jena, Göttingen, Halle und Erlangen für den Fall, daß sich etwa einer der Denunzianten dorthin begeben sollte.

Am 8. Februar 1811 sitzt Körner in seinem Zimmer und bespricht mit dem Lausitzer Merbach eine Reise nach der Universität Wittenberg, wohin sie selbst die „Verrufserklärung" überbringen wollen. „Können wir es wagen, trotz unseres Stadtarrestes eine solche Reise zu machen?" fragt Merbach.

„Es wäre eines flotten Burschen nicht würdig, wollte er feige vor den Drohungen der Philister erschrecken!" antwortet Körner. In diesem Augenblick springt Flemming ins Zimmer. „Unten auf der Straße ist Krach", schreit er. „Die adlige Schwefelbande ist frech geworden und hat sich, als wir sie prügeln wollten, mit Stöcken zur Wehr gesetzt. Gebt mir etwas Waffenähnliches!"

Sofort langt Körner den Ziegenhainer hinter dem Schrank hervor. „Da nimm!" Und Flemming verschwindet.

Für Körner spitzen sich die Dinge zu. Zwar verläuft die Reise nach Wittenberg glücklich. Die Universitätsbehörde erfährt nichts von dem verbotenen Ausflug — aber am 13. und am 19. Februar steht Körner schon wieder vor dem akademischen Konzil. Diesmal geht man schärfer vor. Das Ergebnis der Untersuchung wird sogar dem hohen Kirchenrat in Dresden berichtet. Hier erfährt auch der Vater davon. All seinen Einfluß bietet er auf, dem Sohne die Strafe zu mildern.

Wieder sitzt Körner in seiner Stube. Es ist Anfang März. Draußen schneit es. Doch der Schnee zerrinnt alsbald in trübe Lachen. Da stürmt Lehmann ins Zimmer.
„Wir sind relegiert!“ schreit er dem Freunde entgegen.
„Was?“ ruft Körner entsetzt. „Ist das wahr? Wir alle?“
„Soeben ist es heraus: Flemming, Merbach, Pauli und ich haben das consilium abeundi bekommen. Die Philister haben mit den Sulphuristen gemeinsame Sache gemacht! Wir müssen uns nun eine andere Universität suchen! Ich gehe wahrscheinlich nach Breslau.“
Körner denkt sofort an seine neueste „Flamme“ und daran, wie schwer ihm die Trennung von dieser — für den Augenblick wenigstens — fällt. Dann erinnert er sich mit Schrekken des Vaters. Wie soll er diesem von dem harten Urteil berichten?
„Nur du bist gut weggekommen“, hört er da Lehmann sagen. „Du hast acht Tage Karzer zu verbüßen.“
Körner traut seinen Ohren kaum. Soll er sich freuen? Muß er nicht vielmehr betreten sein über ein Urteil, das gerade ihn so unverdient schont?
„Wie?“ fragt er, noch immer ungläubig. „Ich bin nicht dabei?“
„Bei einem solchen Vater brauchst du dich nicht zu wundern“, entgegnet Lehmann, ein wenig Spott, ein wenig Bitterkeit auch in der Stimme. „Der hat schon getan, was er konnte, um das Söhnlein zu retten!“
„Du denkst doch nicht etwa, ich stecke selber dahinter, um einen Vorteil vor euch zu haben?“ fragt Körner erschrocken.
„Nein, das weiß ich“, versichert Lehmann. „Doch es gibt eben Menschen, die können ungestraft tun, was andere schwer büßen; das ist nun mal so in der Welt.“
Jetzt kommen auch Flemming und Merbach. Gemeinsam beraten nun alle, was zu tun ist, wohin sie sich wenden. Körner scheint es fast so, als wären die anderen zu ihm etwas kühler. Da bricht es aus ihm: „Ich werde den Kampf statt eurer nun führen; mich soll nichts schrecken, und schlimmstenfalls folg' ich euch nach.“
Die anderen lächeln. So kennen sie ihn.
Noch ist das Urteil nicht verkündet. Jeden Tag ist damit zu rechnen, daß Körner vor das Konzil bestellt wird.

Die Lusatia veranstaltet einen großen Abschiedsabend für ihre relegierten Mitglieder. Auch Körner ist eingeladen. Er erfährt, daß Stimmen laut geworden sind, ihn von dieser Feier auszuschließen, da die Anwesenheit eines so ungerechterweise vom Glück Begünstigten auf die übrigen peinlich wirken könne. Gerade weil er die Berechtigung dieser Ansicht innerlich nicht leugnen kann, bohren in ihm Trotz und Empörung. Nun gerade bleibt er nicht fern.
Die Stimmung des Abends schwankt zwischen toller Ausgelassenheit und melancholischem Abschiedsschmerz. Einer der Lausitzer nennt Körner einen „unverdienten Glückspilz". Körner fährt auf, fordert Zurücknahme dieser Beleidigung. Der andere lacht, leugnet, daß seine Bemerkung verletzend sei. Körner, mißtrauisch, gereizt, beharrt darauf: Er sei in seiner Ehre getroffen. Eine Forderung ist die Folge.
Drei Tage später, am 17. März, wird das Duell in einem Gehölz bei Eutritzsch ausgetragen. Der Gegner ist im Fechten noch ungeübt. Man bittet Körner, ihn zu schonen; eine Blutspur könnte die Mensur verraten. Körner hat selbst allen Grund, eine Entdeckung zu scheuen. Er verspricht, sein möglichstes zu tun. Das Duell beginnt. Der Lausitzer haut auf Körner wild los, durchschlägt ihm den schützenden Filzhut, verletzt ihm die Augenschlagader. Das Blut springt unstillbar hervor. Ohnmächtig sinkt Körner zu Boden.
Der Arzt eilt herbei, nimmt sich des Bewußtlosen an. Es gelingt ihm nur schwer, die Ader abzubinden, das Blut zum Stocken zu bringen. Stundenlang wird die Wunde gebadet, man bemüht sich, sie so zu verbinden, daß kein Blut mehr hervordringt. Körner ist längst zu sich gekommen; allmählich wird's ihm zuviel Quälerei. Er will heim. Doch unterwegs beginnt die Wunde wieder zu bluten, so daß er rotklebrige Spuren hinter sich läßt. Aber ihm ist's gleichgültig, wenn er nur sein Zimmer erreicht. Hier sinkt er aufs Bett.
Auf der Straße bleiben die Leute stehen. „Wer hat hier geschlachtet?" fragt Hinz. „Niemand, nur ein Student kam vorbei, der hat wohl gerauft", erwidert Kunz. „Ob er sterben muß?" „Die armen Eltern!" „Ach was, er hat's nicht anders verdient. So was muß angezeigt werden!" So wächst

das Gerücht, dringt zur Universität, wird vier Tage später beim Rektor gemeldet.
Am Morgen nach der Verwundung, dem 18. März, erwacht Körner sehr matt, benommenen Geistes. Freunde besuchen ihn. Der Arzt kommt, verbindet ihn neu, ist zufrieden. Da hört Körner einen Schritt auf der Treppe, der ihm mißfällt. Ist's der Bote des Konzils? Schon meldet ihm seine Wirtin den Universitätsdiener, und dieser verkündet: Der studiosus Körner sei hiermit für morgen, den 19. März, zur Urteilsverkündung vor das Universitätsgericht geladen. Und während er spricht, schielt er schadenfroh nach der frisch verbundenen Wunde. Körner kramt in der Tasche, dem Manne den Mund so gut wie möglich zu stopfen. Er stottert etwas: „Von der Treppe gestürzt — ziemlich verletzt — arge Schmerzen — könne nicht kommen — später —", und drückt ihm einen harten Taler in die willig geöffnete Rechte. Der Pedell verzögert die Meldung, spricht am 19. März wieder vor. Körner, gefaßter als gestern, bittet um vier Tage Aufschub. Das überschreitet die Macht des Boten. Er muß jetzt Meldung erstatten. Trotzdem faßt er seinen Bericht so schonend ab, daß vorläufig nichts gegen Körner geschieht.
Da trifft die Anzeige von den Blutspuren auf der Straße im Rektorat ein. Jetzt muß etwas geschehen. Seine Magnifizenz beauftragt den Universitäts-Physikus Dr. Clarus, festzustellen, ob der Sturz von der Treppe nicht in Wahrheit eine Duellwunde sei.
„Wenn ja, dann wollen wir ein Exempel an ihm statuieren!" Dr. Clarus verspricht, sich sofort zu überzeugen. „Nehmen Sie den Pedellen mit, um schuldigenfalls den Sünder gleich in den Karzer zu holen!" ruft ihm der Rektor nach.
Zu dritt suchen die Häscher — man hat auch noch den Universitäts-Chirurgen mitgenommen — Körners Haus auf. Diesmal darf er nicht entwischen! Das Ansehen der Universität steht auf dem Spiel. Dem Pedellen tut es leid um den jungen Mann, der so freigebig war, doch ist er entschlossen, den Taler nicht wieder herauszurücken.
Sie steigen die steile Stiege empor, einer klopft an die Tür — die Wirtin öffnet. „Herr Körner? Der ist nicht zu Haus." Sie glauben es ihr nicht und dringen in die Stube. Das Bett

ist leer und sauber gemacht. Wo ist der Vogel? Die Wirtin weiß nichts. „Wir kommen wieder!“ droht man ihr an.
Unterdessen hat Körner — was kümmert ihn der Stadtarrest?! — seinen beiden relegierten Kameraden, Merbach und Flemming, ein Stück Weges das Geleit gegeben. Weit draußen auf der Berliner Landstraße steigen sie in den bestellten Wagen, um nach Wittenberg zu reisen. Noch einmal drückt Körner sie an die Brust, winkt dem davonrollenden Wagen dann lange nach. Da fahren sie nun — er darf bleiben; wer hat wohl das bessere Teil erwählt? Sie werden Neues erleben. Ihm steht nur das Alte bevor, und dazu kommt auch noch das schlechte Gewissen der Ausnahme wegen, die man um seines Vaters willen gemacht hat.
Er wendet sich wieder zur Stadt. Schon nähert er sich dem Chausseehaus; da sprengt ihm ein Reiter entgegen. Ein Freund ist's, der ihm die Nachricht bringt, daß man ihn zu Haus schon gesucht hat. Nun ist auch seines Bleibens nicht länger — auch er muß fort wie ein Dieb in der Nacht. In seinem Zimmer darf er sich nicht mehr blicken lassen, denn dort können ihn jeden Augenblick die Häscher suchen. Da nimmt er wieder die Zuflucht zu Wilhelm Kunze, und dieser — nicht eben verwundert — beherbergt ihn bis zum anderen Tage, dem letzten, den Körner noch als Student in Leipzig verlebt.
Am nächsten Morgen schleicht er aus der Stadt. Weit jenseits des Tores erst erreicht er den Wagen, der ihn nach Berlin tragen soll. Als Gepäck begleiten ihn nur sein treuer Schläger und seine Laute. Die Freunde bleiben winkend am Wege zurück.
Der Wagen ruckelt. Körner hält auf den Knien sein Taschenbuch, und soweit es die Schlaglöcher der Straße erlauben, kritzelt er hinein:

„Toll, aber klug.

Ausgeschmiert und relegiert —
Hat mich alles nicht gerührt!
Bin drauf nach Berlin spaziert;
Doch trotz der Philosophie
Blieb ich ein fideles Vieh.
Pereat Sulphuria!“

*

Im „Köllnerhof“ zu Wien gibt es für Studenten, Schauspieler und sonstiges junges Volk Frühstück und Mittagstisch. Auch heute, an einem Oktobertage des Jahres 1811, herrscht reges Leben in der für die zahlreichen Gäste allzu engen Gaststube.

An einem Tische fällt ein langer, schlanker Jüngling auf, dessen nicht eben hübsches, aber sehr ausdrucksvolles Gesicht von mehreren Schmissen gezeichnet ist. Er spricht sehr lebhaft mit seinen Nachbarn, aber keineswegs „weanerisch“, sondern in unverfälschtem Sächsisch.

„Bei euch in Wien sieht's traurig aus mit dem Studentenleben“, sagt er gerade. „Wie kann sich hier ein flotter Bursch auf die Dauer wohlfühlen?“

„Wissen Sie, Herr Körner“, entgegnet ihm sein Gegenüber bedächtig, „ich kann mir nicht recht vorstellen, was Sie unter einem flotten Burschenleben — wie Sie's nennen — verstehen.“ „Nun“, lacht der lange Student, „ein Leben, erfüllt von Freundschaft, Liebe und Rauferei! Jeden Tag Kneipe, jede Woche eine Mensur, jeden Monat eine Amour . . .“ „Vielleicht wären wir Wiener Ihnen vor drei Jahren auch noch anders vorgekommen. Und gar beim Heurigen draußen in Sievering oder in Grinzing — ich glaube nicht, daß Sie sich über Mangel an Frohsinn beklagt hätten.“

„Ja, was hat euch denn die Laune so verdorben, daß ihr wie die leibhaftigen Philister herumhockt?“ fragt Körner erstaunt.

„Ja, sehen Sie, Anno neun haben wir viel durchgemacht hier in Wien, damals gegen Napoleon. Sie werden kaum eine Familie finden, die ganz heil davongekommen ist. Das schlägt auf die Stimmung.“

„Oh“, sagt Körner betreten, „daran habe ich nicht gedacht. Aber entschuldigen Sie, übertreiben Sie dabei nicht doch etwas?“

„Fragen Sie nur die Reih' um; ein jeder wird Ihnen etwas erzählen. Mir sind in anderthalb Monaten zwei Brüder gefallen, der eine bei Aspern, der andere bei Wagram.“

„Ich glaube, der Kollege hat recht“, fällt ein anderer Jüngling ein, an dem auffällt, daß ihm der eine Ärmel leer in der Tasche seines Rockes steckt. „Fast jeder von uns hatte

in jenem Jahr einen Verlust zu beklagen, und wenn's weiter nichts war als ein rechter Arm."

„Wie?" fragt der Sachse erstaunt, „ich dachte, das sei ein Geburtsfehler."

„Nein, ich bin geradeso wie Sie mit zwei gesunden Armen auf die Welt gekommen. Nur, daß ich mir in den Kopf gesetzt hatte, eine feindliche Batterie zu erstürmen, hat mich um dieses überflüssige Glied gebracht . . . Aber wir haben sie wenigstens genommen!"

Körner sieht etwas hilflos in die Runde. Jetzt fällt ihm plötzlich auf, um wieviel gereifter, härter die jungen Gesichter um ihn herum wirken, als er es von anderen Universitätsstädten her kennt. Sein Blick bleibt auf einem noch jugendlichen, aber von tiefen Furchen gezeichneten Gesicht hängen. Welch schweres Schicksal mag sich diesen Zügen eingegraben haben? Als hätte er die stumme Frage verstanden, erklärt der junge Mann in vokalreicher, dem Fremden schwer verständlicher Tiroler Mundart:
„Mit solchen kriegerischen Taten kann ich zwar nicht aufwarten, aber zu den Waffen gegriffen haben wir halt auch, als die Franzmänner unsere Heimat überfielen. Nicht einen Fußbreit sollten sie haben, und es wäre ihnen auch nicht gelungen, wenn man uns nicht im Stich gelassen hätte — durch einen Friedensschluß, in dem der Kaiser auf sein treuestes Land verzichtete. Nun standen wir allein. Man brachte einen nach dem anderen von uns zur Strecke; auch der Hofer mußte dran glauben. Da hatte es halt keinen Zweck mehr. So haben sie auch mich bekommen."

„Wart Ihr lange in Gefangenschaft?" fragt Körner, da der andere stockt.

„Es sollte nicht gar lang dauern. Sie wollten uns gleich als Rebellen erschießen. Wir galten halt nicht als Soldaten. Schon stand ich vor ihren verfluchten Gewehren. Zwölf Mündungen waren auf mich gerichtet; da wurde ich begnadigt . . . zu lebenslänglichem Kerker."

„Und dann?" fragt Körner voll Spanung.

„Ich bin halt noch drin — offiziell. Es gelang mir jedoch zu entspringen, aber es ändert nicht viel; in meine Heimat darf ich ja doch nicht zurück. Ich lebe halt in der Fremde . . ."

„Wie schade, daß das alles vergeblich war", meint Körner bedauernd.
„Und warum? Weil ihr da droben in Preußen und Sachsen uns allein gelassen habt, zu Hause geblieben seid, statt uns gegen den Korsen zu helfen... Wäre vielleicht sonst anders gekommen", sagt der Einarmige.



„Und war denn wirklich alles umsonst?" fällt der Tiroler ein. „Noch hoffe ich, meine Heimat wiederzusehen — in Freiheit. Das Beispiel von Anno neun lebt weiter; auch Napoleon ist nicht unbesiegbar."
„Und wenn ich das Schicksal meiner Brüder teilen müßte, ich machte sofort wieder mit, sobald es gegen die Tyrannenknechte geht!"
Schon tönt ein gemeinsamer Ruf über die Tischrunde hin durch die Gaststube: „Pereat Napoleon!"

Körner hört jenes andere „Pereat“ . . . „Pereat Sulphuria!“ Und plötzlich erscheint ihm all sein bisheriges Treiben kindisch und tölpelhaft. Vor solchen Kerlen hat er renommieren wollen mit dieser albernen, überheblichen Spielerei! Er beginnt sich zu schämen . . .

Der tägliche Umgang mit diesen Männern bleibt auch weiterhin nicht ohne Einfluß auf Körner. Sein Gemüt entflammt sich für die nationale, freiheitliche Gesinnung seiner neuen Freunde. Doch kommen ihm auch Bedenken: Sind sie nicht alle Don Quichottes, die gegen Windmühlenflügel kämpfen? Ist nicht nach allen Erfahrungen Napoleon unwiderstehlich? Bisher ist jedes nationale Bemühen gegen ihn kläglich gescheitert. Ist er nicht ein ausgewachsener Narr, ein weltfremder Idealist, wenn er den Schlagworten seiner neuen Freunde verfällt? —

Auf Anraten des Vaters macht Körner Besuch im Hause Wilhelm von Humboldts, der damals als außerordentlicher preußischer Gesandter in Wien lebt. Der berühmte Gelehrte erkundigt sich lebhaft nach dem Vater des jungen Studenten, mit dem er seit Jahren befreundet ist. Er fragt nach den Vorlesungen, die Körner belegt hat, nach seinen weiteren Zielen. Da bekennt ihm dieser offen den inneren Zwiespalt, in den er durch seine Wiener Freunde geraten ist. Humboldt lächelt, als er dies hört, aber es ist kein spöttisch-abschätzendes, sondern ein anerkennendes Lächeln.

„Sie wissen vielleicht, was in Spanien vorgeht. Hier kämpft ein Volk um seine Freiheit; noch ist es Napoleon nicht gelungen, der Erhebung Herr zu werden. Und wie dort, jenseits der Pyrenäen, die Flamme der Empörung lodert, so schwelt sie auch anderswo. In Preußen gibt es genug Männer, die an die Befreiung glauben, ja geradezu darauf hinarbeiten. Rußland ist noch unbesiegt; wir alle vertrauen auf seine Hilfe. Selbst in den franzosenhörigen Rheinbundstaaten gibt es noch starke nationale Kräfte, die nur auf das Zeichen warten, um sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben. Wir sind keine Don Quichottes, wenn wir an dem Gedanken der Freiheit und Einheit für Deutschland festhalten!“

Dankbar nimmt Körner diese Worte auf. So begeisterungsfähig seine Jugend auch ist, es beruhigt ihn doch, daß er sich nicht einem übersteigerten Idealismus verschreibt, sondern an sehr realen politischen Zielen mitwirkt, wenn er den Glauben an die nationale Befreiung Deutschlands teilt.

Man schreibt Januar 1812. Die Aufführung im Burgtheater ist gerade zu Ende. Scharen von Menschen, dichtgedrängt, strömen heraus. Man hat die „Braut" und den „Grünen Domino", zwei Lustspiele eines noch ganz unbekannten jungen Dichters, gegeben. „Körner?" fragt gerade ein Heimgehender seine Begleiterin, „wer ist denn das eigentlich?" „Er soll ein Sachse sein", lautet die Antwort, „ich glaube aus Dresden, ein noch ganz junger Mann" . . . „Übrigens waren die beiden Stücke recht unterhaltsam. Kotzebue macht so etwas auch nicht besser . . ."
Der junge Poet, von dem hier soeben gesprochen wurde, steht im Dunkel der Nacht, gegen die Mauer gedrückt, am Bühnenausgang. Ein feiner Schleier flockigen Schnees sinkt unaufhörlich vom Himmel herab.
Der junge Mann ist mit sich unzufrieden. Warum wartet er eigentlich hier in Finsternis, Nässe und Kälte, anstatt — wie es sich für ihn als anerkannten Dichter gehörte — drinnen im warmen, festlich erleuchteten Hause inmitten liebenswürdiger Zeitgenossen seinen Erfolg zu feiern? Nun ja, es liegt ihm nichts an zufälligem Umgang mit beliebigen Menschen — er sucht ja nur die eine . . . Aber gehört es sich nicht für ihn, sie hinter der Bühne, vor ihrer Garderobe zu erwarten? Warum drückt er sich wie ein schüchterner Jüngling hier herum? Hat es ihm jemals am kecken Wort, am unbefangenen Auftreten gegenüber einem jungen, hübschen Frauenzimmer gemangelt? Sollte er nicht diesen unwürdigen Hinterhalt verlassen?
Aber er bleibt. Unwürdig ist nicht die Stelle, an der er hier lauert, unwürdig ist allein die Gleichsetzung derer, auf die er heut wartet, mit beliebigen anderen, wenn auch noch so schönen Weiblichkeiten. Denn jene ist unvergleichlich. Ihr Blick, ihr Lachen, ihr Kopfschütteln, alles was von ihr kommt, macht ihn verwirrt, befangen. Er wagt kaum vor ihr zu sprechen, denn nichts scheint ihm wert, es ihr gegenüber zu äußern. Im Umgang mit anderen Mädchen empfand

er die männliche Würde, das eigne besondere Selbst. Vor dieser Schauspielerin, vor der Adamberger, wie die Theaterbesucher sie nennen, vor seiner Toni, wie er selbst sie im Übermaße der Sehnsucht anredet, fühlt er sich klein, ach so unbedeutend. Sie verwandelt die Menschen mit ihrem Wesen, erweckt sie, steigert sie in ihrem Wollen und Denken ... Und er? Was ist denn er gegen sie? Ein verbummelter Student, gewesener Senior einer — wie könnte er vor ihrem unbestechlichen Urteil überhaupt seine Zugehörigkeit zu solch eimer rüpelhaften, anmaßenden Gesellschaft erwähnen? — Theaterdichter ... Du lieber Himmel, wie sollte nicht sie, die alle Gipfelpunkte der Dramatik schon selbst in ihrer Darstellung wiedergegeben, es empfinden, wie nichtig, wie hohl das ist, was er — nichtsahnend, da er es schrieb — ihr zugemutet hat, mit ihrer Kunst zu verkörpern? Wie kann er sie jemals erreichen, die große Tragödin, diese seelisch so tief veranlagte Frau, die doch nun einmal von ihm so geliebte? ...



Da öffnet sich wieder die Pforte. Nicht irgendein Schauspieler — nein, sie tritt heraus — blickt sich um... Schon rollt ein Fiaker näher, hält an. Soll er die wenigen Augenblicke benutzen, sie anzusprechen, ihr zu danken, sich ihr in Erinnerung zu bringen? Aber er steht, in seine Mauerecke gedrückt, wie angewurzelt... Sie steigt in den Wagen, der Schlag fällt zu, die Pferde ziehen an. Die Räder rollen davon, führen die Angebetete, nie zu Erlangende mit sich hinweg...

Nie zu Erlangende? Und gelte es sein Leben, er muß sie gewinnen! Was wäre alles fernere Dasein ohne sie? Aber wodurch kann er sie erringen? Solange er sich so töricht benimmt wie heute, hat er nicht die geringste Hoffnung, ihr näherzukommen. Nein, es gilt jetzt, alle Kräfte zu sammeln, innerlich zu wachsen und zu reifen, mit jedem Atemzug, mit jedem Wort ihrer würdig zu werden...

Damit wendet sich Körner, folgt nachdenklich der Räderspur des Wagens, in dem die Geliebte davonfuhr. Er empfindet, wie stark sich seine bisherigen Anschauungen gewandelt haben und daß es für ihn nun darauf ankommt, einer höheren Form seines Bewußtseins entgegenzuschreiten...

Fünf Vierteljahre später, am 17. April 1813, ist die Grimmaische Straße in Leipzig die Stätte eines militärischen Schauspiels. Von Osten her rücken Truppen zur Stadt ein. Nicht bunte Paradesoldaten, ganz in Weiß gekleidet, Kragen und Rabatten in knalligen Farben, die Tschakos mit silbernen Kordeln behängt, wie man sie hier in Sachsen gewohnt ist — nein, unheimliche dunkle Gestalten, gänzlich in Schwarz gekleidet bis hinauf zu den schmucklosen ausgebeulten Tschakos. Einziger Schmuck sind Schnüre bei den Husaren, sind Knöpfe, entlang den Nähten der Hosen verschwenderisch aufgereiht.

Die Bürger von Leipzig, noch mehr die Frauen und Mädchen, drängen entlang der Straße herbei; sie senden der einmarschierenden Truppe erstaunte, und als aus der Neugier Bewunderung wird, begeisterte Blicke, ja herzliche Willkommenrufe entgegen. An der Ecke des Neumarkts beobachten zwei Studenten, eingekeilt in der Menge, das Schauspiel: Vorauf reitet eine Schwadron Husaren, kennt-

lich durch die Verschnürung am Dolman. Dann kommt ein einzelner Reiter. Im Volk wird gemurmelt. „Das ist er selbst . . .“ Wer es sei? „Der Kommandeur.“ Wie er heiße? „Lützow!“ Einige schreien: „Hurra!“ Der Major hebt dankend die Hand an das Schild seines Tschakos. Dann folgen Ulanen, reitende Jäger, dann Fußvolk, Kompanie auf Kompanie, die erste, die zweite, die dritte — unwillkürlich zählen die beiden Studenten: „Jetzt wird das erste Bataillon bald vorbei sein.“ Plötzlich stutzen sie. Wer ist der hochaufgeschossene, schmale, langbeinige Oberjäger, der neben der vierten marschiert? „Kennen wir den nicht?“ fragt Lehmann den andern Studenten. Auch der starrt betroffen: „Zum Donner, er ist's, der Körner!“ Schon drängen sie sich durch die Menge nach vorn. „Vivat Thuringia!“ ruft Lehmann. Körner wendet sich, erkennt sofort den früheren Senior der Lusatia. Doch er kann jetzt nicht stehenbleiben. „Ihr trefft mich heut abend bei Kunze!“ ruft er und winkt ihnen zu. Schon schiebt sich das zweite Bataillon zwischen ihn und die zurückbleibenden Freunde.

Körner sorgt dafür, daß er bei seinem alten Bekannten Wilhelm Kunze ins Quartier gelegt wird. Die Begrüßung ist herzlich, fast wie eine Heimkehr. Am Abend stellen die beiden Studenten sich ein, bringen noch andere Burschen mit. Kunze holt Wein; es wird ein geselliger Abend.

„Wie ist dir's gegangen seit deinem Rausschmiß hier in Leipzig?“ dringt man sogleich in Körner.

Er lächelt. „Zunächst gab ich ein Gastspiel in Berlin. Das waren ähnlich tolle Zeiten wie bei der Thuringia. Aber auch Berlin schloß sich dem Kartell der Universitäten an . . .“
„Was, diese Universität, kaum ein Jahr alt, konnte sich das schon leisten?“

„Jawohl. Obgleich 1810 erst gegründet, hatte die Universität der preußischen Hauptstadt bereits genug Studenten angelockt, um solch übelbeleumdete Subjekte wie mich ausstoßen zu können.“

„Pereat alma mater Berolinensis! Und was tatest du?“
„Ich ging nach Wien, dort meine Studien fortzusetzen . . .“
„Studien fortsetzen ist gut, wo du als flottester Bursch, den ich je gekannt habe, gewiß kaum in ein Kolleg gegangen bist.“

„Ich kann's nicht leugnen", antwortete Körner, „ich habe in Leipzig verdammt gebummelt, aber ich hatte immerhin in Freiberg ziemlich brav studiert, und ich habe in Wien viel nachgeholt."

„Ja, gab es denn dort kein zünftiges Burschenleben?"

„Gewiß hätte ich das haben können, aber es war mir mit einem Male über ... es widerte mich geradezu an. Ich bekam den Drang, mich geistig weiterzubilden, statt nur zu raufen und zu saufen."

„Ich verhülle mein Haupt, solche Worte von dem ehrlichsten Burschen hören zu müssen, der je der Thuringia angehörte", spricht einer aus der Runde mit Grabesstimme.

„Nein, Freunde, seid ehrlich: War immer alles recht, was wir getan haben? Haben wir nicht Schindluder getrieben mit unsrer Gesundheit und — was noch schlimmer ist — mit dem Wohlbefinden der anderen? Was war's denn, wofür wir behaupteten, um unserer Ehre willen mit unserem Leben einstehen zu müssen!? Ein kindisches Spiel war's, schlimmer noch, ein niederträchtiges Händelsuchen, bei dem wir das Leben und das Glück anderer Menschen leichtfertig aufs Spiel gesetzt haben!"

„So spricht der ehemalige Senior einer verehrlichen Thuringia? Welch böser Geist ist in ihn gefahren! Ich fürchte, da steckt ein Weib dahinter!" sagt Lehmann mit düsterem Pathos.

„Nicht *ein* Weib", fällt Kunze, der Hausherr, ein. „Wie ich unsern Körner kenne, sind es wenigstens deren sechs! Oder solltest du dich auch in dieser Hinsicht verändert haben?" setzt er hinzu, als er den abwehrenden Ausdruck in Körners Antlitz bemerkt.

„Nun ja, ich war allzu häufig verliebt — in Dresden, in Freiberg, in Leipzig, ich gebe es zu. Nur hatte das mit wirklicher Liebe nichts zu tun! In Wien erst lernte ich echte Liebe kennen. Ich bin verlobt."

Man ist überrascht, man fragt nach der Braut.

„Antonie Adamberger, Hofschauspielerin an der Burg in Wien."

„Eine Schauspielerin? Darin sehe ich nun doch wieder unseren alten Körner! Wie hast du die denn kennengelernt?"

„Bei der Aufführung eines meiner Stücke, in dem sie die Hauptrolle gab.“

„Was? Stücke hast du geschrieben, gar mehrere?“ Das Erstaunen wächst.

„Nur ein paar kleine Lustspiele, den Nachtwächter, den Vetter aus Bremen und die Gouvernante zum Beispiel.“

„Donnerwetter! Ein fideles Huhn bist du ja immer gewesen. Aber ich habe mir sagen lassen, die schrieben — wahrscheinlich um des Kontrastes willen — nur Tragödien? ...“

„Habe ich auch. Um damit aufzuwarten: Zwei Trauerspiele, den Zriny und die Rosamunde.“

„Und die sind sogar — aufgeführt worden?“ fragt man ungläubig weiter.

Körner lächelt. „Nicht nur das. Sie haben auch Erfolg gehabt; ich bin durch sie wohlbestallter k. k. Hoftheaterdichter mit 3000 Gulden Gehalt geworden!“

„Da hast du freilich leicht predigen! Dein Schiff ist im Hafen des bürgerlichen Wohlstands gelandet. Du kannst jetzt mit Verachtung auf uns flotte Burschen herabsehen, die wir doch täglich das Leben für unsere Ehre, für ein Nichts, wenn du willst, in die Schanze schlagen, die wir alles bequeme Philistertum verachten ...“

„So?“ erwidert Körner plötzlich sehr ernst. „Vergeßt ihr das Kleid, das ich trage? Bedeutet es nicht, daß auch ich alles, was ich in Wien mir gewonnen habe: Ruhm und Erfolg als Dichter und das Herz und die Hand der liebenswürdigsten Frau — einzusetzen bereit bin, freilich nicht für ein Nichts, für eine eingebildete Ehre, sondern für etwas, das mehr ist als dies alles?!“

„Um es ehrlich zu sagen“, platzt Lehmann heraus, „als wir dich heute in diesem schwarzen Gewande zum erstenmal sahen — wir waren erschrocken, wir zweifelten fast an deinem Verstande.“

„Sonderbar! Ihr führt das Wort Ehre so gern im Munde, aber was bedeutet sie euch? Nicht mehr als ein Vorrecht, das ihr vor anderen Menschen eures Volkes euch anmaßt: euch innerhalb eures besonderen Standes das Gesicht gegenseitig zu zerhacken, wenn nichts Schlimmeres euch oder dem anderen zustößt. Und das nennt ihr Ehre!“

„Ja, was wäre denn sonst Ehre?“

„Empfindet ihr nicht die Not unseres Volkes, die aufgezwungene Knechtschaft? Empört es euch nicht, Fremde in eurem Lande befehlen zu hören, die hierherkamen, obgleich niemand sie rief!? Leidet ihr nicht unter der Schmach, die unser König auf uns gehäuft hat, indem er vor Napoleon kriecht? Wie können wir sie wieder abwischen, wenn wir nicht — das Schwert in der Faust — uns selbst zur Verteidigung unserer Heimat einsetzen, um den Feind aus dem Lande zu jagen!?"

Alles verstummt und hängt gebannt an dem Munde des Sprechers.

„Ja, was sagt denn deine Braut zu diesem Abenteuer, in das du dich gestürzt hast?" fragt endlich einer aus der Runde.

„Sie ist stolz auf mich und nimmt für dieses Bewußtsein gern die Sorgen und Entbehrungen der Trennung auf sich, die ich ihr zumuten mußte. Aber sie hat mir zum Abschied gesagt: Um so mehr steigert sich meine Liebe, da ich nun erst ganz sicher weiß, daß du nicht um deinetwillen allein zu leben und zu handeln vermagst, sondern um höherer Ziele willen — der Pflicht gegenüber einer größeren Gemeinschaft, der Nation."

„Es scheint, daß ihr recht habt, du und deine Braut, aber mir ist das alles zu neu", sagt Lehmann langsam und tastend. „Leben wir denn hinter dem Mond? Hat sich nicht immer wieder erwiesen, daß Napoleon unüberwindlich ist?"
„Auch dieser Einwand ist mir nicht fremd. Ich sah ja den traurigen Ausgang nicht minder. Doch durfte ich damals in Wien im Hause Wilhelm von Humboldts verkehren. Dieser Mann öffnete mir die Augen. Er erzählte mir damals vom Werke des Freiherrn vom Stein in Preußen, das, wenn auch der Minister durch Napoleon gestürzt ward, fortwirkt in einem neuen, freiheitlichen Geiste; er sprach von Scharnhorst und Gneisenau, die das preußische Heer reformieren."
Einer fragt töricht: „Sollen wir denn alle Preußen werden?"

Da zürnt Körner: „Bin ich ein Preuße? Sind's meine Kameraden? Gerade wir Lützower stammen von überallher: aus Westfalen und Sachsen, aus Mecklenburg und aus Hannover, aus Thüringen und aus Holstein. Geht es jetzt

darum, ob Preußen oder ein anderes Land? Sind wir nicht alle Deutsche? Gehören wir nicht zueinander seit je? Laßt uns nur erst die Freiheit wiedererkämpfen, dann werden wir auch die Einheit wiedererlangen!"

„Was sagt denn dein Vater dazu, der königlich sächsische Appellationsrat? Ist es ihm nicht äußerst peinlich, einen Sohn zu haben, der gegen den eigenen Landesherrn ins Feld zieht?"

„Da irrst du gewaltig. Mein Vater hat meinen Schritt, sobald er ihn richtig erkannte, stets nur gebilligt, legte mir nichts in den Weg, wenn ich meinen Vorsatz verfolgte. Mag ihm persönlich auch Nachteil aus meiner Haltung erwachsen, er stellte mir frei, nach meinem Gewissen allein zu entscheiden."

„Mir scheint", sagt da einer aus der Runde, „wir sind stehengeblieben bei kindischem Spiel, während du unterdessen zum Manne geworden bist. Ob wir den Vorsprung, den du errungen hast, noch aufholen können?"

„Warum nicht? Kommt zu uns!" mahnt Körner.

„Ja, nehmt ihr uns denn?"

„Einen jeden mit Freuden, der guten Willens ist, einen jeden, der nichts als ein Deutscher sein will."

„Das will ich und bin ich wahrhaftig; ich komme zu euch!" gelobt Lehmann. Mehrere folgen ihm nach.

So wirbt Körner an diesem Abend und in den nächsten Tagen in Leipzig — auch mit Hilfe eines „Aufrufs an die Sachsen" — eine große Anzahl neuer Soldaten für den Kampf um die Freiheit. —

Am nächsten Abend schlendert er ganz allein vor die Mauern, am Schwanenteich entlang zu dem Schneckenberg. Er denkt an ähnliche stille Wege in Wien, auf denen ihm Gedanken zu manchem Gedicht, zu manchem Drama kamen . . . Jetzt könnte er keine „Knospen" mehr dichten, keine läppischen Schwänke in Alexandrinern, ja nicht einmal mehr dieses pathetische Monstrum, den „Zriny" — was jetzt in ihm gärt, nach Worten ringt, ist echter, entspringt dem wirklich erlebten Alltag, einem Dasein in Kampf und Gefahr, das den ganzen Mann verlangt. — Er setzt sich auf eine Bank und schreibt in sein kleines Taschenbuch:

Lützows wilde Jagd

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wenige Tage später gellen Hornsignale durch die Straßen. Die Bevölkerung läuft zusammen; schon ordnen sich die Lützower zur Marschkolonne. Es gibt ein großes Abschiednehmen. Dann rücken sie ab, Körner wieder bei der vierten Kompanie des ersten Bataillons, jetzt als Leutnant. Hinter ihm folgen viele, die er mit seinem Beispiel entflammte.

Etwa eine Wegstunde südwestlich von Leipzig liegt das Dorf Großzschocher. Dicht daran vorbei fließt träge die Elster. Die Bauernhöfe werden von einem Gut überragt; es gehört einem Herrn von Blümner in Leipzig. Breit hingelagert sind die Wirtschaftsgebäude, daneben ein baumbestandener Garten, an diesem ein einstöckiges Gebäude, die Wohnung des Gärtners.

Wenn man, von Leipzig kommend, über Großzschocher hinaus auf der vielfach sich windenden Straße nach Knauthain und Eythra zu wandert, trifft man zur Linken ein kleines, buschiges, mit dichtem Unterholz durchwachsenes Wäldchen.

Es ist am Morgen des 18. Juni 1813. Ein lauer Lufthauch von Osten fächelt über die Landschaft, die soeben der Dämmerung entwächst. An Gräsern, Blättern und Zweigen hängt der Tau. Inmitten des kleinen Gehölzes rupft ein Pferd von dem frischen Gras. Wie kommt es hierher? Es trägt einen Sattel. Wenige Schritte entfernt liegt ein dunkles Bündel, ein schwarzer Rock — ein Mensch, ein bleicher, blutender Mensch hilflos im Grase. Ein Verband — nein —, ein paar Lappen umwinden das Haupt. Wie lange mag der Verwundete liegen?



Der nässende, kältende Tau dringt durch die Kleider, läßt den matten Körper frostig erschauern. Im fiebernden Hirn beginnt es sich wieder zu regen: Fetzen von Vorstellungen, fast schmerzhaft, Erinnerungen wie Nebel, bohrend, quälend, aufschreckend ...

Er reitet, reitet auf Straßen, über Felder, Schleichwege, im Walde versteckt, durch Thüringen ins Vogtland hinein. Biwak, Erkundung, Quartier ... Kameraden um ihn ... Sie singen ein Lied. Sie reiten weit, weit ins feindlich besetzte Gebiet. Jeden Augenblick droht die Begegnung mit weit überlegenem Gegner. Woher die Zuversicht in all dieser Not und Gefahr? Das Lied tönt klarer:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Unruhig, geschüttelt von Fieberschauern, schreckt der Verwundete zusammen. Sie reiten, reiten. Da — eine Ordonnanz galoppiert heran, übermüdet, staubbedeckt; Meldung zum Kommandeur: Waffenstillstand! Welch Widersinn jetzt für sie, so tief hinter dem Feinde; tagelang müssen sie reiten, reiten, ehe sie bei den Ihrigen sind. Sinnlos und töricht ist's, an Waffenstillstand zu glauben. Lützow hält Kriegsrat. Alles Für und Wider erwogen — es kann nicht sein! Napoleon ist ja noch nicht geschlagen, es darf nicht sein: Waffenruhe, der bald ein fauler Friede folgen wird — nein! Ein Oberjäger reitet nach Dresden, genaue Kunde zu holen, was sich ereignet hat ...
Warten, warten, zwei Tage, drei Tage, da kommt der Bote zurück und bestätigt: Es ist so — Waffenstillstand! Sie müßten schon längst aus Sachsen heraus sein; um zwei Tage schon ist die Frist überschritten. Wohin nun? Nach Böhmen? Zur Elbe, zur preußischen Grenze? ... Beratung, rascher Entschluß, Befehl: Aufgesessen! Rückmarsch! ... Reiten, reiten mitten durch feindliches Land nach Norden, nach Preußen. Besteht noch Gefahr? Ist wirklich Frieden im Krieg oder Krieg noch im Frieden? ... An der Spitze reitet neben dem Kommandeur ein sächsischer Leutnant als Marschkommissar. Wenn man auf Feinde stößt, wird man verhandeln; der Krieg ist vorbei. Ist damit auch der Sieg verschenkt? Die Faust ballt sich in geheimem Zorn. Ringsum Kameraden, ein Lied ertönt, von vielen Kehlen gesungen:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen.

Reiten, reiten; endlich eine größere Stadt — Gera, von den Franzosen besetzt. Der Kommandeur reitet voraus, verhandelt; die Truppe wartet. Dann der Befehl: Weitermarsch an Gera vorbei! Seitlich der Straße Franzosen. Ein Oberleutnant mit höhnischen Blicken — läßt kein Auge von der kleinen versprengten Schar ... Er zählt: einhundertachtzig, zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert, dreihun-

dertzwanzig, vierhundert ... Wohin wird seine Meldung weitergehen?
Halbwegs auf Zeitz zu Biwak. Kameraden um ihn. Lagerfeuer, Gesang. Aufbruch am Morgen, Weitermarsch. Zeitz bleibt zur Rechten. Eine lange Straße zwischen Obstbäumen, die nicht mehr blühen, mit unreifen Früchten; Dörfer, wieder ein Dorf: Großgörschen. Ehrwürdiger Name, blutgetränkt sein Boden. Wenige Wochen zuvor hat man hier mit dem Feinde gerungen; überall Gräber, deren Hügel noch frisch, nicht eingebrochen. Man reitet seitab der Straße, da, einsinkend im weichen, lockeren Erdreich, bricht das Pferd fast die Fessel — welch üble Bedeutung für den Ausgang des heutigen Tages!
Der Kommandeur läßt halten: „Kameraden! Wir grüßen die Toten, die für uns, für die Heimat gefallen!“ Ein Lied tönt auf. Alle singen tief aus dem Herzen:

Daß ich damals nicht bei euch gestanden,
Daß, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten:
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
Zum Triumph des Vaterlands erwählt. —
Schwarz und traurig, wie auf Grabestrümmern,
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht;
Doch begeisternd, wie mit Sternesschimmern,
Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.

Der Verwundete wälzt sich zur Seite, dämmert halb bewußtlos dahin. Weiterritt, Marsch. Dicht voraus ein Dorf: Kitzen. Seitlich französische Reiter; Vorposten, spähend, folgend, Begleiter und Wächter. Meldung von hinten: starke feindliche Truppen! Ein Parlamentär! Warten — auf Nachricht von Leipzig. Ein Offizier sei unterwegs. Kolonne halt! Wieder warten. Absitzen, Biwak. Neue Meldung: Staubwolke aus Richtung Leipzig! Der Ring beginnt sich zu schließen. Lützow wird ernst. Marschbereit machen! Aufsitzen! Der Kommandeur reitet voraus. Bald trifft er auf anmarschierende Truppen; Württemberger sind's, deutsche Brüder, ein paar tausend Mann. Ihr Kommandeur läßt Lützow wissen: Man habe schlimme Absicht auf ihn, schleunigst möge er sich aus dem Staube machen; denn nicht er, der

Württemberger, habe hier zu befehlen, sondern ein Franzose, General Fournier. Lützow schwankt: Soll er diese Ungeheuerlichkeit glauben, feige fliehen, fast ohne Aussicht auf Entkommen, da rings vom Feinde umschlossen? Noch ein Versuch zur Klarheit!

Der Verwundete stöhnt in quälenden, halbwachen Träumen der Erinnerung. Er reitet mit Lützow als dessen Adjutant, ein anderer Leutnant und zwei Trompeter hinterdrein, dem Feinde entgegen, an ihren Kolonnen vorbei, immer neuen Kolonnen — mit zehnmal, zwanzigmal wiederholter Frage: Kommandeur, wo ist der Kommandeur? Ganz hinten erst bei der Bagage — Fournier. Hin zu ihm. Ein Graben — Lützow spornt seinen Gaul, setzt drüber, da rutschen dem Pferde die Hufe, es stürzt — welch schlechte Bedeutung! Der Major arbeitet sich mit Mühe hervor — dreckbespritzt ist die Uniform. Kaum kann Fournier sein Grinsen verbergen, doch im Verhandeln ist er glatt und geschmeidig. O nein, nichts Feindliches habe man im Sinn, durchaus nicht! Die Lützower sollten nur ihren Marsch auf Leipzig fortsetzen. Parole d'honneur. Man werde ihnen mit einigem Abstand folgen. Und wieder das schlecht verhohlene Grinsen ... Warum nur? Lützow legt die Hand an den Tschako, reitet zurück, gibt Befehl: Abmarsch in Richtung auf Leipzig.

Sie reiten zu dritt nebeneinander. Langhin dehnt sich der Zug. Wieder ein Dorf, Klein Schkorlopp. Da — feindliche Kavallerie von links anreitend. Meldung: Ein Offizier voraus fordert auf, die Waffen zu strecken. Was für ein Mißverständnis, welch Irrtum — anders ist's doch nicht möglich! Lützow befiehlt: Halt! Die Säbel in der Scheide lassen! Abwarten! Wie lange noch warten? ... Vielleicht zu lange? ...

Da — der Verwundete fährt zusammen, krampfhaft verzerrten Gesichtes. Es fallen Schüsse. Feindliche Kavallerie von links im Angriff, Infanterie im Rücken, Kürassiere von rechts und wieder Infanterie von vorn. Feinde ringsum und wieder Schüsse! Ein Lützower sinkt getroffen, langsam, anklagend vom Pferde. Die Säbel heraus!

Getümmel, aufbäumende Pferde, geschwungene Säbel, krachende Schüsse; Befehl: Eingelegt die Lanzen! ... Kameraden und Feinde. — Durch! Und wieder Feinde. Den

Säbel geschwungen; Kameraden zur Rechten und Linken, der Durchbruch gelingt! Brausend erklingt es:

Durch, Brüder, durch! Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz.
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!
Soll uns der Sumpf vermodern?
Was gilt da Weltenbrand?
Drum laßt den Blitz nur lodern:
Durch! — Dort ist's Vaterland!

Am Ende der Kolonne tobt erbitterter Kampf. Lützow glaubt noch immer nicht an Verrat, meint: Irrtum! Schon knattern von rückwärts her Schüsse. Befehl: Sofort noch einmal zu Fournier!

Der Verwundete ächzt. Übergewaltig umfängt ihn die Erinnerung. Wieder jagt er mitten durch Feinde, hin zum General der Franzosen. Dessen Fratze stiert ihm entgegen. Ist das Waffenstillstand, mon général? Höhnisch die Antwort: Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für euch! Schon stürzen sich feindliche Reiter auf ihn! Geschwungene Säbel, ein brennender Schmerz, warmes, rinnendes Blut. Da bohrt die Sporen er dem Gaul in die Flanken, tief bückt er sich über den Hals seines Tieres — Galopp! . . . Rechts und links prallen Infanteristen zurück, überritten taumeln sie nieder. Durch! Hinter ihm Lärm, Schüsse, verfolgende Reiter. Aber es dunkelt, bald verlieren sie ihn aus den Augen. Weiter! Galopp! Kameraden vor ihm, gleichfalls flüchtend. Mühsam holt er sie ein. Nebeneinander jagen sie weiter. Aus dem dämmernden Abend wächst ein Wäldchen hervor. Plötzlich wird völlige Nacht. Blut strömt aus seinen Wunden über die Augen, macht ihn wie blind. Zweige schlagen ihm ins Gesicht. Sein Pferd fällt in Schritt, bleibt stehen. Er taumelt aus dem Sattel, sinkt zu Boden. Überall Blut, im Antlitz, an Händen, auf Ärmeln und Rock. Notdürftig wird er verbunden. Das Blut kommt zum Stehen, der Blick wird frei. Er sitzt am Rand des Gehölzes.

Da preschen feindliche Reiter heran. Was tun? Er springt auf und mit voller Stimme ins Wäldchen gewandt: „Vierte Eskadron vorrücken!" Die Feinde stutzen, sie wenden,

jagen davon. Ein Reitergefecht im Walde, noch dazu mit einer Eskadron, ist besser zu meiden.

Sein Pferd muß gewachsen sein. Wie sauer wird's ihm, sich so hoch hinaufzuschwingen. Weiter im Trabe! Nun ist es Nacht. Er meidet die Straße. Feldeinwärts! Jeder Hufschlag macht Schmerzen. Fast sinkt er vom Pferde. Schwankend auf schaukelndem Rücken des Pferdes reitet er weiter, erblickt eine Reihe von Bäumen vor sich, überquert eine Straße — jenseits ein Wäldchen — hinein — das Pferd bleibt stehen. Er will — greift ins Leere — gleitet hinab . . . hilflos — versprengt inmitten eines vom Feinde besetzten Landes. Schon schüttelt ihn Frost beginnenden Fiebers. Das Leben entrinnt. Kameraden, bald sind wir wieder vereint!

Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben:
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage.
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen . . .

Nahe dem Wäldchen sperrt ein Wehr den Lauf der Elster. Arbeiter sind dabei, es auszubessern. Das Gerücht von dem Gefecht gegen eine versprengte Schar, mitten im Waffenstillstand, ist schon zu ihnen gedrungen.

„Da wird es den armen Burschen verdammt schlecht gegangen sein", meint einer der arbeitenden Männer. „Eine Schande ist's, wie geduldig wir alles ertragen", sagt der Gärtner des herrschaftlichen Gutes. „Nimm dich in acht, Häuser! Laß so etwas die Franzosen nicht hören!"

Plötzlich tauchen aus dem Frühnebel zwei Reiter auf, offenbar Soldaten, in unbekannter schwarzer Uniform. Sie reiten dicht heran. „He, seid ihr Patrioten?“ „Will's meinen“, gibt Häuser zurück, „waren selber lang genug Soldaten.“

„So kümmert euch um unseren Leutnant dort drinnen im Walde; er wird's nicht mehr lange machen. Sucht ihm zu helfen! Er lehnt gleich unter der hohen Eiche. Wir müssen weiter!“ Sofort springen die Männer mit einigen Sätzen hinüber zum Wäldchen. Da stehen sie auch schon vor dem Baum, an den gelehnt der Bewußtlose schlummert. Ist noch Leben in ihm? Häuser fühlt nach dem Puls; der pocht noch. Was tun? Der Verwundete muß unter Dach, in ein sicher gelegnes Quartier, um dort von einem Wundarzt behandelt zu werden; allein in Uniform ist dies bei hellichtem Tage unmöglich. Häuser überlegt, dann eilt er nach seiner Wohnung, holt Rock und Hose, wie Gärtnerburschen sie tragen. Herr Schurig, der Pächter, dem er sich anvertraut, spendet Wein, den Halbentseelten zu stärken. Bald ist Häuser zurück. Der Arbeiter warnt: „Nimm ihn nicht zu dir ins Haus! Schwerste Strafe ist darauf gesetzt, wenn einer mit preußischen oder russischen Truppen in irgendwelcher Beziehung steht.“ Aber Häuser folgt nicht dem Rate des Ängstlichen. So zieht noch am gleichen Morgen, dem 18. Juni, Körner in ein Kämmerchen der Gärtnerwohnung in Großzschocher ein. Frau Häuser nimmt sich seiner in rührender Fürsorge an, um ihn so bald wie möglich gesund zu pflegen. Körner, rasch gekräftigt, verlangt nach Mittag bereits Papier und schreibt ein paar Zeilen an seinen Freund Kunze in Leipzig — zugleich mit der Bitte, den Seinigen mitzuteilen, daß er noch lebe. Dann sinkt er in tiefen, stärkenden Schlaf. Er träumt, und ein sieghaftes Lächeln breitet sich über das blasse Gesicht: Er reitet wieder mit allen Kameraden, er reitet zum Kampf für die Freiheit, er reitet weder als Sachse, noch als Preuße, er reitet als Deutscher, ringsum Kameraden. Sie singen mit mächtiger Stimme:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!“

Während er schläft, trägt Frau Häuser das Schreiben an Kunze, der Vorsicht halber in ihrem Strumpfe versteckt, nach Leipzig hinein. Der Freund, hocherfreut, vom verschollenen Körner zu hören, begibt sich sofort zu Herrn von Blümner, dem Besitzer des Gutes Großzschocher. Er trifft ihn in seiner Stadtwohnung an.

Die Herren begrüßen einander mit ausgesuchter Zuvorkommenheit. Blümner zeigt sich beglückt, endlich mal wieder den lieben, verehrten Freund Kunze bei sich zu sehen. Dieser geht gleich auf sein Ziel los.

„Ich kann Ihnen eine erfreuliche Nachricht bringen, Herr von Blümner. Sie wissen doch, der Sohn unsres gemeinsamen Freundes Körner in Dresden . . ."

Oh, gewiß, er erinnere sich sehr gut dieses begabten jungen Menschen, der es in Wien so rasch zu bedeutendem Ansehen gebracht . . .

„Nun, Sie wissen wohl auch, er hat sich als Freiwilliger beim Lützower Freikorps gemeldet."

„Allerdings" — Herr von Blümner geht zur Tür, sieht hinaus, ob jemand lauscht, drückt die Klinke sorgfältig ein, kommt zurück und fährt mit gedämpfter Stimme fort: „Er hat eine vorbildliche patriotische Gesinnung bewiesen. Wir können stolz auf unsere junge Generation sein, die so opferbereit ihr Leben für unsere großen nationalen Ziele einsetzt."

Kunze, erfreut über dieses Bekenntnis, wie er es aus solchem Munde kaum erwartet, knüpft das Gespräch weiter.

„Wir mußten seinetwegen letzte Zeit ziemlich in Sorge sein. Das Lützower Freikorps ist kurz vor Abschluß des Waffenstillstands bereits zu einem größeren Unternehmen gezogen; seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört . . ."
„Oh, wie bedauerlich!" antwortet Blümner. „Was muß das den armen Eltern für eine furchtbare Sorge sein! Wenn man sie ihnen doch nur ein wenig erleichtern könnte!"

„Gestern sind die Lützower zwischen Zeitz und hier von württembergischen und französischen Truppen überfallen worden", fährt Kunze mit Bedeutung fort.

„Was?" ereifert sich Blümner. „Jetzt — mitten im Waffenstillstand!? Welch eine Treulosigkeit, welch ein Verrat!

Was ist wohl aus dem sympathischen jungen Helden geworden?"
„Seien Sie unbesorgt, ich habe sichere Nachricht: Er ist zwar verwundet, aber gerettet und noch in Freiheit."
„Wie ich mich freue!" sagt Blümner mit großer Geste. „Haben Sie's schon den Eltern berichtet? Wenn nicht, so überlassen Sie mir solch erfreuliche Pflicht. Er hat so einen gescheiten, vielseitigen Vater, den ich mir gern durch Übermittlung so froher Botschaft verbände. Wir Patrioten müssen in diesen Zeiten zusammenstehen."
„Ich freue mich, Herr von Blümner, daß Sie solch eine Gesinnung bekunden, wie man sie ja auch bei Ihnen voraussetzen konnte. Es wird Ihnen deshalb nur angenehm sein zu hören, daß der schwerverwundete Jüngling — er hat ein paar Säbelhiebe über den Schädel bekommen — auf Ihrem Zschocherschen Gut ein Versteck fand."
Blümner erbleicht. „Wo — sagen Sie? Auf meinem Gute? Davon müßte ich doch zu allererst wissen." Er beginnt aufgeregt in der Stube umherzurennen. „Nein, sagen Sie, daß Sie scherzen! Ich kann es nicht glauben."
„Ich habe soeben", sagt Kunze, „Körners eigenhändige Nachricht erhalten, daß er geborgen ist, und ich weiß von dem Boten, der sie mir brachte, daß er von Ihrem Gärtner, dem Häusler oder Häuser oder so ähnlich, gefunden und in dessen Wohnung gebracht worden ist, wo er jetzt liegt und auf unsere Hilfe wartet."
„Von Häuser gerettet, in dessen Wohnung gebracht? Ja, ist der Mann denn völlig verrückt!? Er bringt mich in Teufels Küche! Weiß er denn nicht, welch hohe Strafen auf so etwas stehen? Wie eigenmächtig gehandelt und ohne zu fragen! Da muß sofort was geschehen!" tobt Blümner.
„Verstand ich recht, so legten Sie Wert darauf, den Vater sich zu verbinden?"
„Gewiß, aber durch einen Brief! Und glauben Sie mir, ich hätte für allen gefährlichen Inhalt stets eine Wendung gefunden, die für eine Kontrolle harmlos genug klang. Ich will doch nicht meine eigene Haut zu Markte tragen. So weit geht die Freundschaft denn doch nicht! Und den Häuser nehm ich mir vor! Welch unbedachter Streich, welch ein Leichtsinn! Wenn das herauskommt, bin ich mein Gut los!" ereifert sich Blümner.

„Ich hatte vielmehr gehofft, Sie würden mir bei der weiteren Bergung des Verwundeten helfen. Darf ich Sie an Ihre eigenen Worte von einer vorbildlichen patriotischen Gesinnung erinnern?“ fragt Kunze enttäuscht.

„Da wußt ich noch nicht wie jetzt, was hinter meinem Rücken und wider meinen Willen angezettelt worden ist. Nein, mein Herr, ich will diesen gefährlichen Gast so bald als möglich aus meinem Besitz wieder heraushaben.“

„Ich bedauere, Sie in einer Angelegenheit behelligt zu haben, die Ihnen so unangenehm ist, in der unsre Meinung so weit auseinandergeht. Seien Sie unbesorgt, es wird alles geschehen, Sie bereits morgen früh von dem unerwünschten Eindringling zu befreien, der — wie ich glaube — manch anderem Hause ein gern gesehener Gast wäre.“ Kunze verbeugt sich sehr kühl, geht zur Tür; Blümner hält ihn nicht auf.

Noch am gleichen Abend geht Kunze zu einem Arzte, Professor Wendler. Hier findet er sofort Unterstützung. Gemeinsam wird lange beraten. Zunächst ist Wendler der Meinung, daß Körner noch auf dem entlegenen Zschocherschen Gut bleiben solle. Doch Kunze widerspricht. Er berichtet von der Empörung Blümners. Er halte diesen sogar für fähig, Körners Aufenthalt zu verraten — aus Angst, der Verwundete werde vielleicht bei ihm gefunden. Und sollte auch der Besitzer des Gutes einer solchen Gemeinheit nicht fähig sein, müsse man Körner doch schon um des Gärtners willen von dort wegschaffen, da dieser sonst von seinem Brotherrn das Schlimmste ausstehen müsse.

Das leuchtet auch Wendler ein. Er spricht ein paar drastische Worte über die vaterlandslose Gesinnung des reichen Herrn und die patriotische Haltung des armen Knechtes und bietet sich an, Körner in seinem eigenen Hause aufzunehmen.

Kunze ist hocherfreut. „Sehen Sie, bei mir ginge es nicht, mir liegt das ganze Haus voll württembergischer Offiziere, und man muß, wenn man verschiedenartige Gäste ladet, sie doch ein wenig zueinander abstimmen.“

„Aber wie bekommen wir ihn nach Leipzig herein?“ fragt Wendler. „Die Straßen hierher werden stark überwacht. Wir würden bestimmt mehrfach angehalten. Und wenn Körner auch noch so unauffällig gekleidet wäre, hat er doch

keine Papiere; vor allem sind seine Wunden verdächtig. Wo, sagten Sie doch, ist er verletzt?"

„Drei Säbelhiebe über den Schädel, soviel ich von Frau Häuser erfuhr."

„Die lassen sich verdammt schwer unsichtbar machen; wir müssen ihm eine Perücke verschaffen. Doch allzuviel Kontrolle kann dennoch verderblich werden."

„Laden wir ihn in einen Wagen, bedecken ihn völlig mit Heu oder Stroh", rät Kunze.

„Um Gottes willen, der Trick ist zu üblich. Da stochern die Posten nur allzu gern mit ihren Bajonetten hinein", widerspricht Wendler.

„Wie wäre es denn zu Wasser?" fragt Kunze. „Sie wohnen unmittelbar neben Rudolphs Garten; an diesem vorbei fließt die Pleiße. Von der Wasserkunst können wir durchs Holz zur Elster hinüber und damit bis Großzschocher rudern."

„Sie haben recht. Diese beliebte Spazierfahrt habe ich schon manchmal gemacht, wenn auch unter anderen Begleitumständen", sagt Wendler trocken.

Kunze besucht noch am Abend einen alten verschwiegenen Fischer und mietet dessen Kahn für den nächsten Morgen. Als er in seine Wohnung zurückkehrt, findet er hier noch immer Frau Häuser, die seiner wartet. Er packt ihr mehrere Kleidungsstücke und eine Perücke in einen Korb und gibt ihr die Stelle im Walde bei Großzschocher an, wo man am folgenden Vormittag einander treffen wird.

Am 19. Juni, einem Sonnabend, brütet die Sonne bereits in den frühesten Morgenstunden mit drückender Schwüle. Über der wasserreichen Aue bei Leipzig liegt eine zarte Dunstwolke. Ganz früh legt ein kleiner Kahn hinter Rudolphs Garten an. Gleich darauf kommen zwei Herren über die Wiese, besteigen das Boot; der Fischer stößt ab. Schweigend gleiten sie über die kaum bewegte Wasserfläche, vom Hauptlauf abzweigend, durch Wiesen in ein Gehölz. Immer stromaufwärts rudernd, bringt sie der Fischer zum Dorfe Schleußig, einem der beliebtesten Ziele Leipziger Gondelpartien. Hier verlassen die beiden Männer das Boot, bei dem der Fischer zurückbleibt. Kunze schärft ihm noch einmal ein, er solle warten, was auch geschehe.

In einer Wirtschaft verweilen sie ein wenig. Dann dringen sie in das Holz ein, um zu dem besprochenen Treffpunkt zu gelangen. Kein Wort fällt zwischen ihnen. Sie stutzen: dumpfe, stampfende Schritte — Uniformen schimmern durch die Stämme. Kunze und Wendler blicken einander an. Sollen sie fliehen? Sind sie verraten? — Weiter! Mann hinter Mann kommt ihnen ein Zug württembergischer Infanterie entgegen. Stumm wollen sie sich vorbeidrücken — da hält sie ein Offizier an. Kunze fühlt einen Augenblick das Herz aussetzen, gleich darauf zum Halse schlagen. In biederem Schwäbisch fragt sie der Offizier nach dem Wege zum Gute Lauer. Bereitwillig wird ihm Antwort gegeben. Die Württemberger marschieren weiter.
Zweihundert Schritte von hier liegt der Treffpunkt. Suchend blicken sie in die Runde. Körner ist noch nicht da. Wäre er eher gekommen, hätte es vielleicht eine unangenehme Begegnung gegeben. Die beiden warten. Bald hören sie Schritte. Ein Unbekannter tritt aus dem Wald auf die Lichtung, hinter ihm ein langer, schlanker Jüngling, auffallend durch den seltsam vermummten Kopf — Körner. Er sinkt in der Freude des Wiederbegegnens dem Freunde gleich an die Brust. Dieser macht ihn mit Wendler bekannt; auch mit Häuser, der Körner begleitet, tauschen sie kräftigen Händedruck. Kunze sagt ihm: „Mann, wenn alle wären wie Sie, es wäre manches besser in unserem Sachsen!"
Schon trennt man sich. Häuser wendet sich wieder nach Zschocher. Die beiden anderen bringen ihren Schützling zum Kahn. In knappen Worten schildert der Lützower seine Erlebnisse. Doch merkt man ihm an, daß ihm die Wunden das Laufen erschweren.
Endlich ist er am Ufer, aufatmend läßt er sich in das Boot fallen. Man stößt ab. Wortlos gleiten die Männer, von den Ruderschlägen des Fischers getrieben, flußabwärts. Bei jeder Biegung des Wasserlaufes blicken sie voraus, ob Gefahr droht. Doch immer liegt nur der Glanz der hochgestiegenen Sonne in seltsam zittrigem Glitzern, vom Laub der Bäume gebrochen, über dem Wasser.
An Schleußig vorbei wird der Kahn zurück zur Pleiße getrieben, bis an Rudolphs Garten die seltsame Lustfahrt endet. Einige hundert Schritte nur — sie sind an Dr. Wendlers Hause. Körner ist gerettet! Ein Blick zurück: Der alte

Fischer rudert gemächlich heimwärts. Das friedliche Bild läßt die Größe der überstandenen Angst noch klarer empfinden. Dr. Wendler bringt den Verwundeten in eine entlegene Kammer des Hauses. Zu Tode erschöpft sinkt dieser aufs wohlbereitete Lager. Jede ärztliche Hilfe und beste Pflege werden ihm zuteil.
Eine knappe Woche vergeht, der Verband wird gerade erneuert, da fragt der junge Mann: „Herr Doktor, wann kann ich reisen?“ Der Angesprochene hält inne. „Die Frage nach dem Wann ist leichter zu beantworten als die nach dem Wohin —“ „Ich will nach Karlsbad“, fällt Körner ein. „— und die nach dem Wie“, fährt Wendler fort. „Wir sitzen hier wie die Maus in der Falle. Leipzig ist vollgestopft mit Militär. Es ist schwerer, hinaus- als hereinzukommen.“ Körner lächelt: „Wo man hereinkam, muß es auch einen Ausgang geben. Ich hoffe, Sie können mir den Schlüssel dazu verschaffen.“ Wendler überlegt. „Das will genau erwogen sein. Wenn man Euch schnappt, habe auch ich es zu büßen, daß ich Euch bei mir aufgenommen habe.“
„Das würde nie jemand von mir erfahren.“
„Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich Euch allein gehen lasse? Nein, lieber Freund, in Gesellschaft müßt Ihr reisen wie zu einer Vergnügungsfahrt. Das ist unauffällig. So bringe ich Euch nach Kahnsdorf . . .“
„Wo liegt das?“
„Das ist ein Gut in der Nähe von Borna, das mir gehört. Dort seid Ihr Eurem Ziele schon wieder eine halbe Tagereise näher.“
Am 25. Juni fährt vor dem Hause Dr. Wendlers ein vornehmer Kutschwagen vor. Auf dem Bock sitzt unbewegten Gesichtes ein herrschaftlicher Kutscher. Bald darauf treten zwei Damen und zwei Herren aus dem Hause und besteigen den Wagen. Offenbar geht es zu einer Lustfahrt, denn alle Teilnehmer sind sommerlich leicht gekleidet. Der Wagen rollt davon. Am Grimmaischen Tore gibt's einen Aufenthalt. Stadtsoldaten lassen sich die Pässe zeigen. Ein französischer Sergeant sieht ihnen über die Schulter. Dr. Wendler ist hier bekannt. Man weiß, daß er oft nach seinem Gute fährt; man weiß auch, daß er häufig Gäste mitnimmt. Es wird nicht scharf geprüft, wer ihn diesmal begleitet. Körner — trotz aller Sicherheit, die

er äußerlich zeigt — atmet auf, als der Wagen weiterrollt. An den Straßenhäusern, am Thonberg vorbei ziehen die beiden kräftigen Pferde den Wagen auf ansteigender Straße bis nach Probstheida. Gleich hinter dem Orte teilt sich der Weg; links geht es nach Grimma, rechts kommt man nach Borna. Auf dieser Straße steht eine Gruppe Franzosen. Ein Sergeant verhandelt gerade bei einem Bauernwagen, der ländliche Erzeugnisse in die Stadt bringt. Geistesgegenwärtig läßt der Kutscher, der trotz seines unbewegten Gesichtes genau weiß, worum es geht, die Pferde geradeaus die Grimmaer Straße entlang traben. Es ist besser, eine Überprüfung zu vermeiden. Nun muß man freilich einen Umweg von fast einer Stunde in Kauf nehmen, und dabei ist man nicht einmal sicher, auf diesem Wege unbehelligt zu bleiben.

In Liebertwolkwitz biegt man nach rechts in die Nebenstraße nach Wachau ein, um die Bornaer Landstraße wieder zu erreichen. Gleich hinter Wachau jedoch marschiert auf der Straße eine Kolonne Franzosen, mindestens ein Regiment stark. Der Wagen muß ganz an die Seite fahren, um die gewaltige Marschsäule mit all ihrem Troß vorbeizulassen. Körner betrachtet neugierig das Aussehen und die Ausrüstung der Truppe. Es sind fast alles junge Burschen, die meisten unter zwanzig Jahren — offenbar die letzten Opfer, die Napoleon nach der russischen Katastrophe aus seinem erschöpften Lande herauspreßt.

Vielleicht hat Körner zu scharf beobachtet — plötzlich hält ein reichbetreßter französischer Oberst vor dem Wagen und verlangt die Pässe zu sehen. Wendler, auch auf diesen Fall vorbereitet, zeigt die entsprechenden Papiere. Lange Zeit blickt der Offizier hinein; offenbar kann er sie nicht entziffern. Dann gibt er sie mit einem unterdrückten Fluche zurück. Der Wagen darf weiterrollen.

Einige Stunden später ist man in Kahnsdorf. Von hier aus gelangt Körner in der Nacht vom 28. zum 29. Juni bei Gottesgab über die Grenze nach Böhmen.

Man schreibt den 24. August 1813. Der Waffenstillstand ist vorüber; seit mehr als einer Woche herrscht wieder Kriegszustand.

Warm und mild sinkt der Abend über das Mecklenburger Land. Im Westen droht ein düster glimmendes Abendrot. Vor dem Dorfe lagern Kosaken, treue Bundesgenossen der Lützower auf ihren Streifzügen. Eben prescht ein Kosak auf seinem Pferd nach Kirch-Jesar hinein. Der ganze Ort liegt voller Lützower. Auf einer hölzernen Bank, von einer mächtigen Linde beschattet, sitzt Körner. Er hat in Karlsbad seine Wunden ausgeheilt und ist zu seiner Truppe zurückgekehrt. Er hat sein Taschenbuch auf den Knien und schreibt — immer wieder absetzend und sinnend — die Strophen eines Liedes hinein. Sie sind an seinen treuesten Begleiter gerichtet, an das Schwert zu seiner Linken.

Von einem benachbarten Hofe herüber schlendern zwei Kameraden und bleiben bei Körner stehen. Es sind jene ehemaligen Burschen der Lusatia, die er selbst in Leipzig für das Freikorps geworben hat.

„Wie gefällt dir dieser Krieg, in dem die höchste Tugend das Warten zu sein scheint?“ bricht es grollend aus dem einen von ihnen.

Körner sieht vor sich nieder, ehe er bedachtsam antwortet: „Gefallen will mir das auch nicht, daß es so gar nicht vorangeht. Aber die Lust dürfen wir darüber nicht verlieren, denn damit büßten wir ein an Bereitschaft.“

„Bereitschaft — das klingt wie ein Hohn. Oder meinst du die Bereitschaft zur Geduld?“

„Weißt du, was die nächste Stunde bringt? Es gehört zum militärischen Dasein, monatelang vergeblich zu warten und doch in der nächsten Sekunde schon ohne Vorbehalt jedes notwendige Opfer zu bringen.“

„Ja, hängst du denn gar nicht am Leben?“

„Mein Leben war schön wie selten eines und reich an glücklichen Stunden. Wer weiß, was es mir noch bringt, ob die Zukunft der Vergangenheit wert ist ... Ich bin bereit zu allem, auch dem Letzten. Und gerade in diesem Bewußtsein fühle ich mich eins geworden mit meiner soldatischen Pflicht und darum — soweit es uns Menschen möglich ist — glücklich.“

Körner sieht nach Westen, wo Gadebusch liegt. Das Abendrot weicht einer milchig bleiernen Färbung. Die Dunkelheit kündet sich an.

Am nächsten Abend, dem 25. August, sind die Lützower in Gottesgab einquartiert. Körner singt im Kreise der Kameraden zum ersten Male sein „Schwertlied“.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an.
Hab meine Freude dran!
Hurra! . . .

Sie sitzen noch eine Weile beisammen, dann rollen sie sich in ihre Decken zum Schlafen. Körners Gedanken kreisen um das Gespräch vom Abend zuvor. Er denkt an die Eltern, an seine Braut, an den Beruf. Ist er wirklich zu jedem Opfer bereit, das von ihm verlangt werden kann? Ist es nicht vielmehr Leichtsinn, Frevelmut, Heuchelei, was ihn zu diesem Bekenntnis getrieben? Er denkt an seine Studententage in Leipzig; wie unbedacht, wie gewissenlos hat er doch damals Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt — für nichts. Ist es dieselbe Leichtfertigkeit, die ihn auch heute noch beherrscht? Und gerade als er so fragt, erkennt er den Unterschied; denn heute weiß er das Ziel, für das er den Einsatz wagt und um dessentwillen sich auch das höchste Opfer lohnt: für Nation und Vaterland. So schlummert er ein . . .

Zwei Stunden später poltern Schritte über den hölzernen Gang. An die Tür des Majors dröhnt eine grobe Faust. „Oberjäger Natus, von Erkundung zurück.“ Lützow läßt ihn eintreten, hört die Meldung; dann ruft er den Adjutanten. Körner, bereits wach, eilt herbei. Der Major erklärt: Ganz in der Nähe, an der Straße von Gadebusch nach Schwerin, stehe eine Trainkolonne des Feindes, achtunddreißig Fahrzeuge, die am nächsten Morgen weiterrollen werde. „Wollen wir uns darüber hermachen?“ fragt Lützow.

„Sie ist unser!“ lacht Körner.

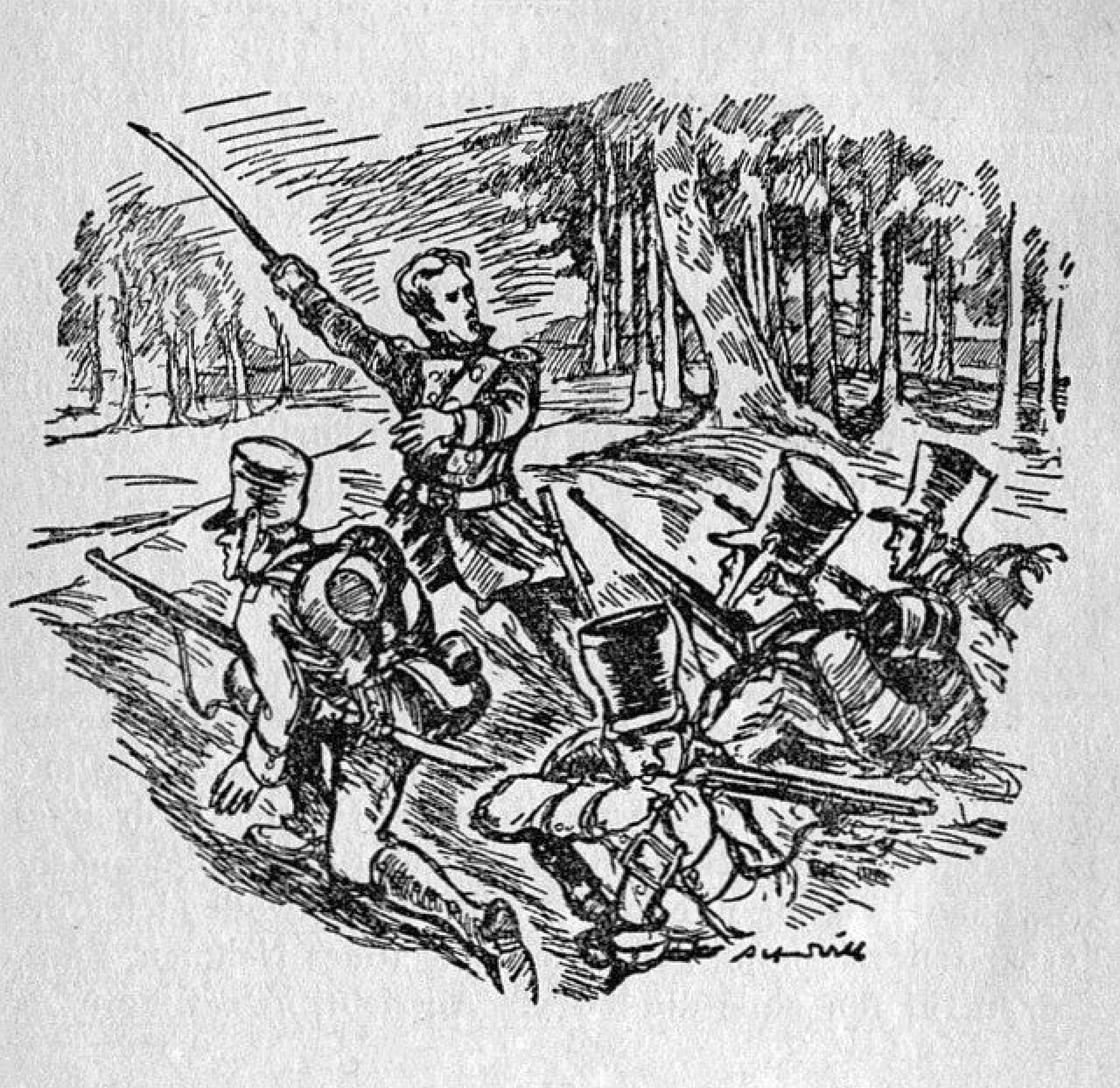
„Also Alarm!“

In weniger als einer halben Stunde sind die Lützower marschbereit. Es ist eine dunkle, schwüle Nacht. Einer reitet hinter dem anderen. Gut, daß die Pferde wissen, wohin sie treten; der Reiter wird seines Vordermanns kaum gewahr. Im ersten Morgengrauen taucht eine Doppelreihe von Bäumen auf: die Schweriner Straße. Lützow läßt halten.

erkundet die Lage. Er verteilt seine Leute in einem Gehölz seitlich der Straße.
Die Lützower sitzen ab, halten die Pferde am Zügel. Jeden Augenblick kann die Wagenkolonne aus dem Morgennebel auftauchen. Im Osten beginnt sich der Himmel zu färben.
Die frühe Stunde weckt in Körner schlummernde Gedanken; Bilder aus seinem Leben ziehen vorbei: mancher ähnlich frühe Morgen, an dem ihn bei Leipzig eine Mensur an gleich entlegener Stelle erwartete. War das wirklich er selbst, der damals so leichtfertig Glück und Gesundheit eines anderen wie des eigenen Ich in die Waagschale warf? Dann kommen ihm Bilder seiner Erfolge in Wien, der rauschenden Beifallsstürme eines begeisterten Publikums für — ja, wofür denn? Stammen sie von ihm, diese oberflächlichen Komödien für die vergnügungssüchtigen Wiener Theaterbesucher? Oder gar jene bombastisch-schwülstige Schauerdramatik, fern von allem realen Erleben? Er erschrickt fast über den Abstand, der ihn von einem Werk trennt, das kein Jahr alt ist. Plötzlich erkennt er die Schwäche des eigenen Dichtens: Wie wenig davon ist wert, auf die Nachwelt zu kommen! Vielleicht nur die Handvoll Gedichte aus den Tagen des Krieges, die er als Lützower Jäger seinem Taschenbuch anvertraut hat. Woran liegt das? Hat er nicht immer geglaubt, ein Dichter zu sein? Was aber hat er vom wirklichen Dichten gewußt? —
Er erinnert sich plötzlich einer Begegnung der Zeit, als er vierzehn Jahre alt war. Er sieht ihn wieder vor sich, den schlanken Jüngling mit dem wilden, fordernden Blick, mit der schnellen, gehetzten Sprache — Heinrich von Kleist. Wie kommt es, daß er sich diesem nur fünfzehn Jahre Älteren nicht erschloß? Jetzt, da es zu spät ist, da jener Verzweifelnde sein Leben allzu früh selber geendet hat, jetzt erst erkennt er die zwingende Kraft, die dieser Mensch in seinem unbändigen Fordern, in seinem zähen Willen zum Unbedingten bewährt hat. Warum konnte er das nicht schon damals erkennen? Stets hat ihn seine Herkunft in Berührung mit Männern gebracht, deren Schaffen als Dichter in dreißig, ja vierzig Jahren hat reifen können und die zu dem nacheifernden Jüngling nur im Verhältnis wohlwollenden Förderns standen — ein gefährlich einseitiges Nehmen, Empfangen für ihn ohne die leiseste Aussicht, es erwidern zu

können. Seine Jugend ist viel zu stark von Vatergüte und Konvention behütet gewesen, als daß sie der unstete Drang des andern ins Unbetretene, Schöpferische hätte verführen können. Erst heute wird er dem feurigen Wollen des andern gerecht, erwacht er selber zum Dichter. Jetzt erst hat sein Dichten im nationalen Befreiungskampf seines Volkes den notwendigen wirklichen Antrieb erhalten. Künftig wird er sich selbst gegenüber einen ganz andern, viel strengeren Maßstab anlegen und viel höhere Forderungen stellen ...

Rascher Hufschlag auf der Straße, ein Kosak jagt heran. Die Trainkolonne ist im Anmarsch. Lützow befiehlt: „Aufsitzen!" In gespannter Erwartung bohrt sich der Blick der Lauernden in den immer lockerer werdenden Nebel, der auf der Straße noch schwebt. Nichts ist zu sehen, zu hören. Plötzlich ein Knarren weither, ein schlechtgeschmiertes Wagenrad, bald darauf das Rumpeln schwerbeladener Fuhrwerke. Die Kolonne naht. Ein Wagen nach dem andern rollt heran, vorüber. Die Reiter im Gehölz bleiben unbeweglich im Sattel, erwarten das vereinbarte Angriffssignal. Da —



ein Trompetenstoß. Sie drücken den Pferden die Sporen in die Flanken: „Drauf!“ Mit Hurra-Geschrei brechen sie aus dem Holze hervor. Im Augenblick steht die Kolonne. Die Fuhrleute, Mecklenburger Bauern, strängen im Nu die Pferde ab, schwingen sich auf die ungesattelten Rücken, preschen querfeldein in den Nebel. Doch ist der Transport einer Kompanie Infanteristen anvertraut. Sie springen hinter die Wagen, hinter die Bäume, schießen aus sicherer Deckung. Kugeln pfeifen den Reitern entgegen. Das Kampffeld wird unübersichtlich, für Kavallerie ungünstig. Da läßt Lützow zum Sammeln blasen.

Körner hat sich soeben mit seinen Leuten des vordersten Wagens bemächtigt. Er zögert: Soll er dem geworfenen Gegner bis ins Gehölz jenseits der Straße folgen? Er wendet sich fragend an Oberjäger Hellfritz, der neben ihm reitet: „Bruder Fritz, du kennst meine Jäger besser als ich; soll'n wir noch einmal draufgehn?“ Hellfritz, statt einer Antwort, schreit: „Hurra, Jäger, vorwärts!“ Der Angriff geht weiter, Körner stürmt allen voran. Da trifft ihn die tödliche Kugel. Er sinkt in die Arme des Hellfritz. Er sagt: „Da hab ich eins, es schadet aber nichts!“ Es sind seine letzten Worte.

Bald darauf ist das Gefecht zu Ende. Der Feind hat die Wagen im Stiche gelassen, doch ihre Eroberung ist allzu teuer erkauft: Die Lützower haben vier Tote, darunter den jungen Dichter, zu beklagen. Sie nehmen ihre Gefallenen mit nach Wöbbelin. Hier wird die Leiche Theodor Körners aufgebahrt. Der Maler Olivier, selbst Soldat in der schwarzen Schar, zeichnet das Haupt des Gefallenen in der Ruhe des Todes. Am nächsten Tage wird der so früh geschiedene Held begraben.

„Lützows wilde Jagd“ schallt über das offene Grab; die Ehrensalve muß wegen der Nähe des Feindes unterbleiben. Die Eltern bekommen erst spät — im November — Gewißheit über das Schicksal des Sohnes. Der Vater läßt in die Leipziger Zeitung vom 9. November 1813 die Todesnachricht einrücken: „Am 26. August dieses Jahres fiel unter den Kämpfern für Deutschlands Rettung mein Sohn Karl Theodor Körner, Lieutnant bei dem von Lützowschen Freikorps, in einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, nachdem er in seiner kurzen Laufbahn — er hatte

das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der Seinigen gewesen war. Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat.“